

Volksstimme

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Volnisch-Schiffen je mm 0,12 Zł. für die achtgepalene Seite, außerhalb 0,15 Zł. Anzeigen unter Text 0,60 Zł. von außerhalb 0,80 Zł. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

❖ Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens ❖

Abonnement: Vierteljährig vom 16. bis 30. 4. c. 1,65 Zł., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zł. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Kattowitz, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteurs.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postfachkonto W. R. D., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprechanzeige: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Ein neues deutsches Angebot?

Erhöhung der Jahreszahlungen — Ein Moratorium für 10 Jahre — Entscheidende Aussprache mit Parker Gilbert

Paris. Die „Chicago Tribune“ glaubt erklären zu können, Dr. Schacht habe Owen Young mitgeteilt, daß Deutschland geneigt sei eine Erhöhung der Jahreszahlungen für die Dauer der ersten 10 Jahre zu versuchen. Wie verlautet, habe Dr. Schacht den Betrag von 1750 Millionen genannt, den Deutschland zu zahlen in der Lage sein könnte, wenn die Ueberweisung eines gewissen Teiles aufgeschoben werden könnte und die finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands zuließen. Auf Seiten der Gläubiger könnte, so bemerkt das Blatt weiter, eine Beschränkung der Ansprüche zu einer Herabsetzung der in der Gläubigerdenkschrift genannten Anfangsziffer von 1,8 Milliarden bis zu der von deutscher Seite genannten Ziffer führen. Während man erwarten könne, daß sich für die ersten zehn oder fünfzehn Jahre eine Einigung ermöglichen ließe, werde auf der anderen Seite nicht geleugnet, daß die Konferenz großen Hindernissen gegenüberstehe, sobald es sich um die Höhe und Dauer der folgenden Zahlungen handele. Unter den einzelnen Sachverständigen verläufe sich in wachsendem Maße das Gefühl, daß die Frage der letzten 30—40 Jahresleistungen nicht so ernst sei, wie man es sich vorstellen könne, da es offenbar unmöglich sei, heute schon die Verhältnisse für diese Zeit voranzusehen.

Eine Aussprache Dr. Schachts mit Parker Gilbert

Paris. Freitag vormittags fand zwischen Dr. Schacht und Parker Gilbert eine längere Aussprache statt, die einen befriedigenden Verlauf nahm und die, wie man vermuten darf, zur Klärung gewisser Mißverständnisse beigetragen hat.

In Pariser unterrichteten Kreisen finden die Berliner Gerüchte, die von einem Rücktritt Parker Gilberts wissen wollen, wenig Glauben. Man weist darauf hin, daß derartige Gerüchte bisher alle Vierteljahre aufgetaucht sind, ohne sich zu bewahrheiten. Doch sei es natürlich nicht ausgeschlossen, daß man infolge der in letzter Zeit gegen Parker Gil-

bert gerichteten Angriffe diesmal ernstlich an seinen Rücktritt dachte. Daß der Präsident der Bank von Frankreich, Moreau, falls er zum Nachfolger von Gilbert berufen werde, diesen Posten auch annehmen werde, hält man indessen für ausgeschlossen.



Der Reparationsagent gegen Dr. Schacht

In der jüngsten in Paris abgehaltenen Sitzung des Transferkomitees hat der Reparationsagent Parker Gilbert, der die deutsche Leistungsfähigkeit und Zahlungsfähigkeit aus einem völlig verkehrten Gesichtswinkel beurteilt, die Diskontopolitik der Reichsbank schwer angegriffen.

Pariser Echo in Warschau

Kriegsjanaren statt Verständigung.

Den Kenner polnischer Empfindlichkeit dürften die neueren Attaden der Chauvinisten auf Deutschland, die im engsten Zusammenhang mit den Pariser Reparationsverhandlungen stehen, kaum überraschen. Wir sind es gewohnt, daß die polnische Presse bei jeder Gelegenheit den Ton wiedergibt, der in Paris gegen Deutschland angestimmt wird. Und es war wohl eine willkommene Gelegenheit, recht kräftig ins Horn zu blasen, nachdem der neue Kurs in Warschau ein ziemliches Schweigen an den Tag legt und besonders außenpolitisch jede Aktivität vermeidet, um die Stimmung des Auslandes nicht noch weiter zu reizen, die schon durch die innerpolitischen Verhältnisse Polens bedingt ist. Mit Ausnahme der sozialistischen Presse ist in Polen die Stimmung gegen Deutschland und es fehlt nicht an Meinungen, die offen zum Ausdruck bringen, daß deutscherseits eine neue Teilung Polens beabsichtigt wird. Wir hätten zu der ganzen Aktion geschwiegen, nachdem der polnische Außenminister durchaus beruhigende Erklärungen abgegeben hat, in welchen er unterstrich, daß, so lange der Wortlaut der deutschen Denkschrift zur Lösung der Reparationsfrage nicht bekannt ist, man nicht behaupten kann, daß Deutschland eine Revision seiner Grenzen anstrebe. Allerdings hat er zur Beruhigung nationaler Gemüter darauf hingewiesen, daß gewisse Tendenzen deutscherseits beständen, die durch finanzielle Angebote territoriale Änderungen herbeiführen wollen und weiter, daß es heute wohl kaum eine Regierung in Europa gäbe, die sich dessen nicht bewußt wäre, daß jede Verringerung der Friedensverträge einen neuen Weltkrieg nach sich ziehen müßte. Daß sich diese Erklärung besonders gegen die angeblichen politischen Forderungen Dr. Schachts richtete, ist ganz klar und wird selbstverständlich auch in Deutschland so gewertet, allerdings nicht in dem Sinne, wie es Herr Jaleski meint.

Wir unterstreichen, was hier vor einigen Tagen gesagt worden ist, daß unter Woincares Führung die heutige Regierung in Frankreich keine Verständigung mit Deutschland will und vor allem keine Endlösung der Reparationen, weil damit naturgemäß auch die Räumung des Rheinlandes verbunden ist und wie in Paris, so ist man auch in Warschau der Meinung, daß die Befestigung deutscher Gebiete durch die Alliierten die beste Rückendeckung für die östlichen Grenzen Deutschlands ist. Daran ändern auch nichts die Verträge von Locarno und auch nichts der Kelloggpaß, die doch nur „Papierfetzen“ sind, so lange zwischen Deutschland und Polen keine Verständigung herbeigeführt ist. Und nun ergibt sich die traurige Situation, daß man in Warschau der Meinung ist, daß jeder Fortschritt deutsch-französischer Verständigung eine Schwächung des Versailler Vertrages bedeutet, auf welchem die territoriale Größe Polens aufgebaut ist, wenigstens soweit es den deutschen Nachbarn betrifft. Wir wissen auch die Eingriffe Jaleskis zu würdigen, die er wiederholt versucht, als es sich ernsthaft um die Räumung der besetzten Gebiete handelte und schließlich ist die neuere Aktion der Warschauer Presse auch in diesem Sinne zu verstehen. Polen fürchtet, daß die Grenzfrage doch früher oder später aufgerollt werden wird und da nun gegen Deutschland in Paris gehegt wird, so ist nichts natürlicher, als daß man in den Chor einstimmt, und das um so mehr, nachdem die angeblichen politischen Forderungen eine gewisse Ablehnung auch in der Weltpresse gefunden haben.

Heute dürfte die Aktion der Pariser Regierungskreise etwas deutlicher bekannt sein und man scheint sich dessen klar zu sein, daß der Reparationsagent Parker Gilbert am Scheitern der Konferenz ein gerüttelt Maß voll Schuld trägt. Seine Perspektiven über Deutschlands Leistungsfähigkeit haben ihn getäuscht, er hat eine zu gute Meinung über die Zahlungsfähigkeit Deutschlands bei den Alliierten verbreitet und durch das Anerkennen der deutschen Sachverständigen, die eben auf der Leistungsfähigkeit des Reiches beruhen, sieht er seine Hoffnungen getäuscht, und um sich schließlich der Verantwortung zu entziehen, war ihm die Stimmungsmache, oder besser gesagt das Scheitern der Konferenz, eine willkommene Gelegenheit. Es sei nochmals mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß deutscherseits keinerlei Forderungen politischer Natur erhoben wurden und auch wir unterstreichen, daß es für die deutsche Delegation weit wichtiger gewesen wäre, die wirtschaftlichen Momente zu unterstreichen, denn überhaupt vom Verlust deutscher Gebiete, die als Rohstoffbasis in Frage kommen, zu sprechen. Die Empfindlichkeit bei den Siegern ist auch heute noch viel zu groß, als daß man von Revisionen sprechen kann, obgleich jedem Diplomaten klar ist, daß allmählich der Versailler Vertrag Schritt um Schritt durch jede neue Abmachung

Diktaturabsichten in Rumänien?

Jugoslawien als Beispiel — Umbildung des Regentenschaftsrates — Die Regierung Maniu bleibt fest

Bukarest. Der „Abeverul“ kommt auf die Diktaturgerüchte, die seit einiger Zeit in Rumänien in Umlauf sind, zu sprechen. Er schreibt, daß gewisse Leute, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hätten, versuchen, in Rumänien mit dem Diktaturgedanken zu spielen. Es werde gesagt, die Parteien hätten sich ohnmächtig erwiesen. Die Regentenschaft sei zu schwach. Da das jetzige Rumänien dem König Michael bei seiner Großjährigkeit unverändert übergeben werden solle, könne nur noch die starke Hand helfen. Die Parteien sollten verschwinden. Ähnlich wie in Jugoslawien der König die Diktatur angewandt habe, so solle auch hier eine königliche Statthalterchaft gebildet werden. Es sollten viele faschistische Gruppen gebildet werden, die alle Unterstützung finden würden. Am 9. Mai, gelegentlich der Gefallenfeier bei Marasesti, an der sowohl die Regentenschaft als auch die Regierung teilnehmen würden, würde sich die erste öffentliche Kundgebung ereignen. Soweit die Meldung des „Abeverul“. Wenn auch nicht bezweifelt werden kann, daß manche orts bereits Pläne geschmiegt und als willkommen betrachtet werden, so muß betont werden, daß die Regierung Maniu nach wie vor das Heft in der Hand hat, und daß Diktaturpläne mindestens verzögert sind. Daß dagegen an vielen Stellen von einer Umbildung der Regentenschaft gesprochen wird, und entsprechende Schritte unternommen werden sollen, kann nicht bestritten werden. Aber selbst, wenn eine Umbildung der Regentenschaft stattfinden sollte, so ist es dabei nicht wahrscheinlich, daß Diktaturpläne in Betracht kommen.

Das Unrecht an Eupen und Malmédyn

Brüssel. Im „Peuple“ kommt der sozialistische Abgeordnete Haysmans, der schon von einer Wahlkreise durch Eupen und Malmédyn nach Brüssel zurückkehrt, auf die Eindrücke zu sprechen, die er bei dieser Gelegenheit empfing. Er ist der Ansicht, daß die Bevölkerung von Eupen und Malmédyn sich keineswegs als zu Belgien gehörig fühlt. Die Bevölkerung würde es Belgien vor, daß es keine freie Abstimmung über die Abtretung an Belgien gestattet habe. Diese Klage habe nichts an Stärke verloren. Dies sei nur zu erklärlich, da die Abstimmung von 1920 nur eine Scheinabstimmung gewesen sei. Der Generalgouverneur Baltia habe in Eupen und Malmédyn eine un-

angebrachte Internationalisierungspolitik betrieben. Die Bevölkerung von Eupen und Malmédyn fühle sich nach wie vor mit Deutschland moralisch verbunden.



Reichsbankpräsident Schacht in Paris

wird nach jeder Sitzung der Reparationskonferenz von Berichterstattern mit Fragen befüllt.



Der General des Dominikanerordens

Bonaventura Paredes, hat dem Papst sein Rücktrittsgeßuch eingereicht.

durchbrochen wird. Aber jede Korrektur dieses Versailler Vertrages muß bei den Kuhnhebern dieses „Friedens“ Empörung hervorrufen, und so war es auch mit den Forderungen Schachts nach Berücksichtigung der deutschen Wirtschaftsexpansion, die allein die Abtragung der Reparationsverpflichtungen bringen kann. —

Die polnische Regierung hat durch den Mund ihres Außenministers ihre Meinung kundgetan und damit dürfte eigentlich die Sache an sich erledigt sein. Aber nun greift der Chauvinismus ein, dem Paris eine gewisse Grundlage geschaffen hat, und verdächtigt Deutschland, daß es eine neue Teilung Polens anstrebe. Wir wollen auch in diesem Zusammenhang zugeben, daß es bestimmt an verrückten Nationalisten in Deutschland nicht fehlt, die von Zeit zu Zeit einen Sufarenstreich nach dem Osten propagieren. Aber die offizielle deutsche Politik und besonders, nachdem die Sozialisten in der Regierung sitzen, hat wiederholt unterstrichen, daß Deutschland keinerlei Grenzrevisionen anstrebt und am allerwenigsten durch einen Krieg. Gewiß wird zugegeben, daß man den polnischen Korridor auf die Dauer als unhaltbar ansieht, aber man hebt hervor, daß diese offene Wunde geheilt werden kann, wenn erst zwischen Deutschland und Polen eine Verständigung Platz gegriffen hat. Und auch hier wieder sei unterstrichen, daß von einer Verständigung zwischen den beiden Nachbarn so lange nicht gesprochen werden kann, so lange die Regierung auf die Chauvinisten hört und nicht selbst den Mut hat, diese Verständigung zu fördern. Die Handelsvertragsverhandlungen sind hier Grundlage zur Beurteilung des polnischen Verständigungswillens. Er ist nicht vorhanden und man vernimmt ihn höchstens von Zeit zu Zeit aus dem Munde des polnischen Außenministers, der allerdings nur Mentor, nicht der Leiter der polnischen Außenpolitik ist. Ob weite Kreise, wieder außer den Sozialisten, in Deutschland die Verständigung wollen, sei dahingestellt, aus der deutschen Reichspresse kann man diesen Verständigungswillen nicht herauskristallisieren, und wo er vorhanden ist, jagt er ohne Realität Phantomen nach, weil das Echo in Polen nicht hörbar ist. Damit sei diesem Verständigungsgedanken nicht der gute Wille abgesprochen, aber er entbehrt zunächst jeder Grundlage in den beiden Staaten.

Nun greift die polnische Presse die Gelegenheit auf und unterzieht dem Außenminister, daß er nicht genügend wachsam sei gegen deutsche Aspirationen, die deutscherseits auf eine neue Teilung Polens hintreiben. Man wiederholt, daß Deutschland bereits zum dritten Male das Angebot mache, finanzielle Entschädigungen für territoriale Gewinne zu bieten, so in Versailles gegenüber Polen und dann bei der Teilung Oberschlesiens und schließlich jetzt wieder in Paris. Man deutet weiter an, wenn erst in England die Arbeiterregierung kommt und Poincaré verschwindet, dann sind Wege offen, um eine Grenzrevision herbeizuführen. Alle deutschen Friedensversicherungen werden abgelehnt und die Grenzfrage als Hauptangriffspunkt deutscher Politik gegen Polen aufgefaßt. Da die offizielle polnische Außenpolitik diese These der Chauvinisten nicht gut aufnehmen kann, ohne sich einen Riß zu holen, greift nun auch der Regierungsblock ein und wiederholt die Angriffe der Reichspresse, der nationaldemokratischen Opposition. So war es in Lemberg und jetzt auch in Krakau und hier sogar unter Sławeks Führung, der als Vertrauensmann Pilsudskis gilt. Man kann also auch annehmen, daß die außenpolitische Haltung Jalestis desavouiert werden soll.

Während die polnische Presse also dem französischen Hahnen nachahmt, werden in Polen seitens der deutschen Liga für Menschenrechte Verständigungsvorträge gehalten, die sich sogar, wie versichert wird, großer Sympathien erfreuen. Aber man hat nichts davon gehört, daß die Regierung selbst ihrer Presse die Meinung gab, daß sie sich dieser Tat annimmt. Im Gegenteil, das Wojewodschaftsorgan, die „Polka Zachodnia“, läßt über diesen „Verständigungsschwindel“ Reg und Schwefel regnen, spricht von Illusionen, die Polen betrügen sollen. Und das ist ein Regierungsorgan, was soll man dann von den anderen Chauvinisten erwarten! Hier wäre wohl die beste Gelegenheit, wenn regierungsseitig dieser Verständigungswille unterstrichen werde, um auf der Gegenseite eine gewisse Entspannung herbeizuführen. Die polnische Presse weiß nur die französische These zu wiederholen, Deutschland will einen neuen Krieg, darum rüsten und aufrüsten, nicht versagen, nicht die Räumung durchführen und vor allem keine Verständigung mit Frankreich, die Polen abträglich ist. Und erst recht keine Verständigung mit Deutschland, denn das bedeutet die neue Aufteilung Polens. Nun, in Deutschland denkt kein Mensch an einen kommenden Krieg, jedenfalls wird ihn Deutschland selbst nicht führen, diese Mutmaßung ist trotz der Panzerkreuzerbauerei eine schöne Phantasie der Stappenhelden. Aber es gibt einen Weg, der alle Grenzrevisionsillusionen beseitigen kann und das ist die ehrliche Verständigung zwischen Deutschland und Polen. Aber man muß sie wollen und das geschieht leider nicht. —II.

Der England-Indien-Flug geglückt

London. Das von Cronwell nach Indien abgeflogene englische Militärflugzeug ist Freitag mittags um 1.15 Uhr englischer Sommerzeit in Karachi gelandet. Die 4130 Meilen (6644 Kilometer) lange Strecke von Cronwell nach Karachi ist damit in 50 Stunden 38 Minuten zurückgelegt worden. Zwei Flugstunden entfallen darauf, daß die Flieger zunächst Karachi um 11.30 Uhr englischer Zeit, 4 Uhr nachmittags indischer Zeit, passierten, nach einiger Zeit aber zurückkehrten, wahrscheinlich wegen des Einbruchs der Dunkelheit und der inzwischen eingetretenen Knappheit des Brennstoffes. Von den Fliegern selbst liegt im Luftfahrtministerium im Augenblick ein genauer Bericht noch nicht vor, doch nimmt man im Luftfahrtministerium an, daß die Flieger nach dem Verlassen von Bagdad mit scharfen Gegenwinden zu kämpfen hatten. Der 2600 Meilen (4183 Kilometer) lange erste Teil des Fluges von Cronwell nach Bagdad wurde in 27 Stunden durchflogen, während für die 1530 Meilen (2461 Kilometer) lange Strecke von Bagdad nach Karachi 22 Stunden gebraucht wurden. Nach mehreren gescheiterten Flügen ist damit der erste ununterbrochene Flug nach Indien geglückt. Die Hoffnungen, hierbei auch den von italienischen Fliegern ge-

haltenen Streckenrekord in gerader Linie von 4417 Meilen (7109 Kilometer) zu brechen, haben sich nicht erfüllt. Ebenjomenig kamen die Flieger dem deutschen Dauerrekord von 65 Stunden 25 Minuten nahe.

Ein Flugzeug stürzt in die Weichsel

Warschau. Am Donnerstag hat sich auf der Weichsel zwischen Warschau und Thorn ein schweres Flugzeugunglück ereignet, dem zwei polnische Offiziere zum Opfer gefallen sind. Zwei Militärmaschinen waren nach Thorn gestartet und gerieten unterwegs in ein starkes Hagel- und Schneewetter. Während es einem Flugzeug gelang, unbeschädigt notzulanden, verjuchte der Führer des anderen dicht über dem Wasserspiegel der Weichsel fliegend, einen günstigeren Landungsplatz zu erreichen. Die Bauern vom Ufer aus beobachten konnten, überschlug sich die Maschine plötzlich und stürzte ins Wasser ab. Beide Insassen, ein Major und ein Kapitän, sind ertrunken. Bei dem Major Rychlowski soll es sich um einen früheren deutschen Marineoffizier handeln, der als Unterseebootkommandant an der Stagarat-Schlacht teilgenommen hat.

Um den Zusammentritt des dänischen Reichstages

Kopenhagen. Man rechnet in Kopenhagen damit, daß der neue Reichstag zum 14. Mai zu einer außerordentlichen Tagung einberufen werden wird, diese Sitzungsperiode wird jedoch nur von kurzer Dauer sein und nur das unbedingt Notwendige dürfte behandelt werden, so das Finanzgesetz, das bis zum 1. Juni verabschiedet werden muß. Alle nicht eilige gesetzgebende Arbeit soll bis zu der planmäßigen Herbsttagung, die am 1. Oktober beginnt, vertagt werden. Dazu dürfte auch die Verteidigungsfrage gehören, zu deren Lösung die neue sozialdemokratische Regierung dann eine Vorlage einbringen dürfte.

Keine Einigung zwischen Nanking und Moskau

Keine Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zwischen Sowjetrußland und China.

Peking. Die Nankingregierung hat die Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zwischen der chinesischen Republik und der Sowjetunion abgelehnt. Die Regierung teilt mit, daß eine Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetregierung heute für China noch unmöglich sei, weil die chinesische Regierung die Gefahr der kommunistischen Propaganda in China noch nicht beseitigt habe.



Hier wohnen die menschenfressenden Zigeuner von Kaschau

die die Leichen der ihren Raubmorden zum Opfer gefallenen Menschen auffraßen. Im Kreise der Führer der Bande mit seiner Geliebten. Der Prozeß gegen die Menschenfresser wird demnächst vor dem Schwurgericht in Kaschau beginnen.

Jenny Lee's Jungferrede

London. Die 24jährige Abgeordnete der Arbeiterpartei Jenny Lee hielt am Donnerstag anläßlich der Budgetdebatte im Unterhaus ihre auf allen Seiten des Hauses mit erheblicher Spannung erwartete Jungferrede. Die jugendliche Abgeordnete war nach Beendigung ihrer Rede, die einen einzigen großen Angriff auf die gegenwärtige konservative Regierung darstellte, Gegenstand lebhafter Ovationen und Glückwünsche, denen sich nach englischer Sitte auch die politischen Gegner angeschlossen.

Streit ausbruch in Bombay

London. Der Donnerstag angekündigte Generalkstreik in den Baumwollspinnereien in Bombay ist Freitag mittags in vollem Umfange durchgeführt worden. Alle 84 Betriebe in Bombay sind stillgelegt. Etwa 100.000 Arbeiter feiern. Der Grund für die Auslösung des Streiks ist der Fehlschlag der Verhandlungen zwischen Arbeitgeber und Gewerkschaftsvertretern wegen der von Letzteren als Tatsache hingestellten Bestrafung von Arbeitern in gewissen Betrieben.

Ungarische Rachejustiz

Wieder ein Emigrant heimgekehrt und eingekerkert.

Emanuel Beer, überzeugter Republikaner, früher schon eingekerkert, dann wegen schweren Augenleidens in höchster Not beurlaubt und im Flugzeug entflohen, ist — wie Ludwig Hatvany — nach Horthy-Ungarn zurückgekehrt. Der Senat des Bluträters Török verurteilte ihn wegen einer Rede und wegen Zeitungsartikeln, die er vor 7 Jahren im Ausland veröffentlicht hat, zu 5 Jahren Zuchthaus wegen Propaganda gegen das ungarische — Königtum!

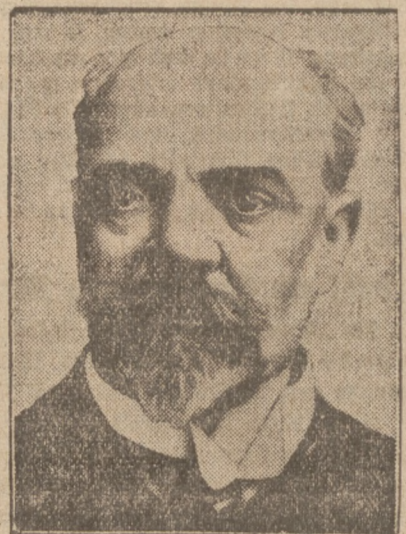
Rede Kalinins über die Bauernpolitik

Kommo. Wie aus Moskau gemeldet wird, sprach in einer Sitzung der Parteikonferenz, Kalinin, über die Politik der Sowjetunion zu den Bauern. Er erklärte, daß die Politik der Regierung gegenüber dem Dorfe sehr richtig gewesen sei. Selbstverständlich müsse die Regierung sich die Mühe geben, die reichen Bauernwirtschaften vollkommen aufzulösen und anstatt solcher landwirtschaftlichen Kommunen zu gründen. Diese landwirtschaftlichen Kommunen müßten die Gefahr der Eroberung des Dorfes durch die reichen Bauern beseitigen. Kalinin erklärte, daß die Maßnahmen die die Regierung gegen die reichen Bauern getroffen habe, notwendig seien, da die reichen Bauern zu den sowjetfeindlichen Elementen gehörten, die mit den Grundbesitzern der kommunistischen Diktatur nicht einverstanden seien. Kalinin

meinte, daß die Verstaatlichung der Landwirtschaft noch mindestens 5 Jahre dauern werde. Dann werde die Regierung in der Landwirtschaft vom Einfluß der Bauern vollkommen frei sein. Kalinin bemängelte das Steuersystem der Sowjetunion und erklärte, daß in verschiedenen Teilen Rußlands die Bauern mit Steuern stark überlastet seien. Kalinin hat seinen Vortrag bis jetzt noch nicht beendet.

Englands Gesandter in Stockholm gestorben

Berlin. Die „Bosische Zeitung“ meldet aus Stockholm: Der englische Gesandte in Stockholm, Sir Tudor Baugham, wurde am Freitag während einer Rede, die er bei einem Festessen zu Ehren der in Stockholm weilenden englischen Industriellen hielt, von einem Herzschlag getroffen und war sofort tot. Sir Baugham, der 1870 geboren ist, hatte seinen Stockholmer Posten nur während eines Jahres inne. Er war früher Englands Vertreter in Estland und Lettland.



Anton Dvorak

der große tschechische Komponist, starb am 1. Mai vor 25 Jahren.

Polnisch-Schlesien

Die Arbeitgeber in Warschau

Nach der gestrigen Verhandlung im Sachausschuß für Metallhütten, wobei auch nicht 1 Prozent für die Arbeiter herausgekommen ist, konnte festgestellt werden, daß den Arbeitgebern daran nicht gelegen ist, einen Frieden in Oberschlesien zwischen Arbeiterschaft und den Werken zu schaffen. Denn schon gestern war es bekannt, daß nach der ergebnislosen Verhandlung die Arbeitgeber eine Reise nach Warschau ins Handels- und Arbeitsministerium planen, daß kam auch bei der Verhandlung mit dem Herrn Kommissar ganz deutlich zum Ausdruck. Ein Schlichtungsausschuß für die Metallhütten konnte wegen der so wichtigen Reise nicht stattfinden. Wie wir feststellen, ist ein Teil der Arbeitgeber, unter der Leitung des Herrn Tarnowski, auch am Donnerstag, den 25. d. Mts., nach Warschau abgereist. Ein anderer Teil, unter der Leitung des Herrn Direktor Hademann, ist nach Breslau gereist. Es soll also nach Möglichkeit jede Regelung der Streitfrage in Oberschlesien verschoben werden. Wir wissen nicht wohin diese Provokation noch führen soll. Aber im gegebenen Augenblick darf keine Regierungsinstanz den Arbeitern eventuelle ungünstliche Schritte vorwerfen.

Die Regierungsinstanzen mögen hiermit gewarnt sein, denn es ist ein gewisser Gährungsprozeß, der jetzt in Polnisch-Oberschlesien durchgemacht werden muß und man stellt fest, daß die Reise der Arbeitgeber, zu der sie das Geld immer bereit haben, lediglich dazu benutzt wird, um den Frieden in Oberschlesien zu stören, dann muß die Schuldfrage wiederholt von uns abgelehnt werden. Wir haben bereits in einem der letzten Artikel darauf hingewiesen, daß man eine Eisenpreiserhöhung vorzunehmen gedenkt und Herr Generaldirektor Scharif hat sich gegen diese gewehrt. Heute ist wiederum die Reise mit einer Eisenpreiserhöhung verbunden, und weil scheinbar Herr Balzer im Eisen Syndikat der Großindustrie etwas unangenehm wird, soll dieser langsam ausgeschift werden.

An alle Metallarbeiter!

Sprechstunden des Deutschen Metallarbeiterverbandes.

Nach der letzten Sitzung der Bezirksleitung sind die Sprechstunden für den Bezirk Polnisch-Oberschlesien wie folgt festgelegt: Königshütte: täglich von 9 Uhr morgens bis 1/2 1 Uhr und von 1/2 3 Uhr nachmittags bis 6 Uhr abends. Am Sonnabend nur von 9 bis 1/2 1 Uhr. Sonntag offiziell geschlossen.

Für Kattowitz und Umgegend werden Sprechstunden jeden Dienstag, von 1/2 4 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends abgehalten.

Für Bismarckhütte und Umgegend jeden Mittwoch, von 4 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends.

In diesen genannten Sprechstunden werden sämtliche Verbandsangelegenheiten wie Streitigkeiten aus dem Tarifvertrag, Betriebsratsgesetz usw. durch einen Bevollmächtigten der Bezirksleitung erledigt.

Die üblichen Rechtshilfe-Sprechstunden durch den Rechtshilfssekretär bleiben nach wie vor bestehen.

Die Bezirksleitung des D. M. V.

Die Betriebsratswahlen in der Laurahütte

Die Freien Gewerkschaften behaupten sich. — Korjanty verliert 3 Mandate.

Am Mittwoch fanden die fälligen Betriebsratswahlen in der Hütte statt. Das Wahlergebnis hatte sich zuungunsten der Korjantgründung verhalten. Es eroberten 2 Siege die Polnische Berufsvereinigung, während die Föderation Pracy einen Sitz und einen Ersatzmann erhielt. Die Freien Gewerkschaften behaupteten ihre alten Mandate.

Wahlberechtigt waren 176 Mann. Gewählt haben 1671, von denen 20 Stimmen ungültig waren. Wahlbeteiligung = 77 Prozent. Es erhielten: Liste 1., Freie Gewerkschaften, 457 Stimmen = 3 Mandate, 1 Ergänzungsmann, Kopflandidat Malaska. Liste 2., Sanatoren 243 Stimmen = 1 Mandat, 1 Ergänzungsmann, Kopflandidat Mlokef. Liste 3. Polnische Berufsvereinigung 442 Stimmen, 3 Mandate, Kopflandidat Kadulkef. Liste 4. Christliche polnische Berufsvereinigung Richtung Korjanty, = 4 Mandate, Kopflandidat Hanke.

Die Angestellten hatten eine Einheitsliste und senden 2 Mann in den Betriebsrat. Kopflandidat: Werkmeister Dubiel. Die Sitzverteilung im Vorjahr war folgende: Korjanty-Richtung 7 Mandate, Polnische Berufsvereinigung 1 Mandat und Freie Gewerkschaften 3 Mandate.

Alle Gewählten haben erstmalig kandidiert, mit Ausnahme des Herrn Mlokef von der Sanacja. Wir geben zu, daß die Sanacja einen gewissen Erfolg errungen hat, jedoch muß man sich fragen, unter welchen Umständen. Zieht man diese in Betracht, so ist der „Erfolg“ ziemlich mies. Die Herren Galaczef und Lampert werden wohl mehr Stimmen erwartet haben, doch mußten sie feststellen, daß die Arbeiterschaft nicht auf ihren Seim hineingefallen ist. Es ist nicht zu verwundern, denn Herr Mlokef, der Kopflandidat der Sanacja, ist zur Genüge bekannt. Heute, die bei allen Organisationen Gastspiele gegeben hatten, finden bei der Arbeiterschaft kein großes Vertrauen. Das beweist am besten, daß die Freien Gewerkschaften sich behauptet haben. Und gegen die war der Kampf am meisten gerichtet. Das ist jedenfalls ein Erfolg. Wir sehen hier, daß der Klassenkampfgedanke fest innerhalb der Arbeiterschaft wurzelt und ständig Fortschritte macht.

Der Urlaub

bei der weiterverarbeitenden Industrie

Die weiterverarbeitende Industrie erhält die Bezahlung des Urlaub genau so wie bei der Großindustrie. Nach einem Schreiben des Arbeitsverbandes hat bereits dieser mitgeteilt, daß wenn die Verbindlichkeitsklärung für die Eisenhütten erfolgt, auch bei der Weiterverarbeitenden Industrie der Urlaub für die Arbeiter nach dem Durchschnitt des Affordordienstes, für die Lohnarbeiter Lohn inkl. Zuschlag gezahlt wird.

Inzwischen ist die Verbindlichkeitsklärung ausgesprochen worden und verschiedene Hütten haben bereits am 1. Januar 1929 den Leuten den Urlaub in der Form nachgezahlt, so daß auch bei der weiterverarbeitenden Industrie die Bezahlung des Urlaubes erfolgt. Wir bitten die Kollegen ohne weiteres ihre Forderungen zu stellen und sich auf diese Mitteilung zu stützen. Der Deutsche Metallarbeiterverband mit der Arbeitsgemeinschaft steht hinter dem wahrheitsgetreuen Wortlaut dieser Mitteilung. Kollegen! Eure Forderungen werden von den Gewerkschaften streng reell vertreten.

Wiederbelebungsversuche einer sterbenden Stadt

In der schlesischen Wojewodschaft haben wir eine sterbende Stadt, die Stadt Teschen. Ihr Bürgermeister war der päpstliche Prälat Sanator und Senator Londzin, der in der vorigen Woche gestorben ist. Man muß zugeben, daß Prälat Londzin sich um die Stadt nach Kräften bemüht hat und sich selbst vor den Sanacjawagen spannte, um nur für die Stadt etwas herauszuschlagen zu können. Es war nicht nur allein der Bahnhof, für den sich der Prälat aus Leibeskraft einsetzte, und der gegenwärtig auch gebaut wird, aber es sind noch etliche Bahnlinien, wie beispielsweise Teschen-Seibersdorf, und andere, die auf sein Bemühen gebaut werden sollen. Prälat Londzin spannte sich vor den Sanacjawagen deswegen, um seine sterbende Stadt, der er vorstand, mittels neuer Eisenbahnlinien mit Kattowitz und Krakau direkt zu verbinden. Seine Pläne, die sterbende Stadt Teschen wieder zu beleben, haben sich aber auf den Ausbau der Eisenbahnlinien nicht beschränkt. Er bemühte sich, aus Teschen einen Kurort zu machen und wollte dafür die schlesische Wojewodschaft und auch die Zentralregierung in Warschau interessieren. Gewiß kann man mit einem gewaltigen Kostenaufwand aus jedem Ort einen „Badeort“ machen und es ist nicht ausgeschlossen, daß eines schönen Tages selbst der Königshütter Stadtverwaltung einfallen könnte, aus Königshütte einen „Badeort“ zu machen. Sie ist ja ohnehin zu den bestverwalteten Stadtgemeinden in der schlesischen Wojewodschaft avanciert, wenigstens nach der Auffassung der dortigen Verwaltung, und eines Teiles der „Stadtvoäter“ auch. Da ist es weiter nicht verwunderlich, daß den Teschener Stadtvoatern ein solch genialer Gedanke einfallen konnte, was schon deshalb milde beurteilt werden muß, da es sich um die Wiederbelebung einer sterbenden Stadt handelt. Doch wird man sich allmählich auch in Teschen überzeugt haben, daß aus einer Stednadel sich keine Heugabel machen läßt und man spricht nicht mehr davon. Dafür aber sind unzählige andere Pläne aufgetaucht.

Man will in Teschen den Handel beleben, der in den letzten Jahren ganz eingeklappt ist. Selbst die galizischen

Juden wollen sich nicht mehr nach Teschen verirren; sie kommen lieber nach Kattowitz. Die Teschener Stadtvoäter sind auf die Idee gekommen, ein zollfreies Warenlager in Teschen zu errichten. Sollte diese unkluge Idee in Erfüllung gehen, dann würden selbstverständlich die Zollbeamten und Kaufleute nach Teschen gehen müssen und die Teschener würden fremde Gesichter zu sehen bekommen. Aber wir haben ein Interesse daran, daß das zollfreie Warenlager in Teschen eben so ins Wasser falle wie der „Badeort Teschen“. Die Stadt liegt doch im äußersten Winkel der schlesischen Wojewodschaft und es ist eine Kunst sie zu erreichen. Es ist doch purer Wahnsinn, alle Auslandswaren in diesen Krähwinkel schleppen zu wollen, um sie dann wieder mit großen Kosten aus diesem Winkel herauszuholen. Da haben die Teschener einen schönen Begriff vom modernen Handel, und für ihren Plan kann sich wohl nur die „Polsta Zachodnia“ begeistern, freilich nur dem Prälat Londzin zu Liebe. Dieser Plan muß entschieden verurteilt werden, weil er geeignet erscheint, die Teuerung noch weiter zu steigern. Das zollfreie Warenlager kann nur an der Hauptbahnstrecke errichtet werden, und zwar in einem Orte, der von allen Seiten leicht erreicht werden kann, und ein solcher Ort ist Teschen nicht.

Die Teschener haben selbstverständlich noch viel andere Pläne, wie Ziegeleibauten, Steinbruch, Eisenbahnerwohnungen und v. a., die uns aber weniger interessieren. Sie werden alle ins Wasser fallen, weil die ungünstige Lage der Stadt für alle solche Unternehmungen nur zum Nachteil gereichen kann. Wird die Stadt dennoch an ihre Ausführung herantreten, so wird sie damit nur das Budget unnötig belasten ohne irgendwelche Vorteile daraus zu ziehen. Ist doch der diesjährige Haushaltsplan der Stadt um annähernd 400 000 Zloty im Vergleich zum Vorjahre gestiegen, und alles das ist auf die vielen Experimente mit den Wiederbelebungsversuchen zurückzuführen. Wir haben nur ein Interesse daran, daß diese Experimente nicht aus unserer Tasche gezahlt werden. Dagegen müssen wir uns ganz energisch verwahren.

Schon wieder eine neue Kirche in Polnisch-Oberschlesien

Die Klerikale Presse in Polen weiß von einem Wohlwollen des Papstes gegenüber dem polnischen Staate zu melden. Das können wir in der „Polonia“ und nicht zuletzt in dem „Oberschlesischen Kurier“ sehr oft lesen. Nun kosten uns die päpstlichen Sympathien ein Heidegeld, weil die päpstliche Fürsorge im Kirchenbau und Verpflegung des Landes zum Ausdruck kommt. Der Papst erlaubt uns gnädigst neue Kirchen zu bauen, selbstverständlich auf unsere Kosten. Gegenwärtig werden selbst in unserer Wojewodschaft fünf neue Kirchen gebaut und weitere sind in Vorbereitung. Aber man begnügt sich bei uns mit dem Bau der üblichen Kirchen nicht mehr, sondern baut auch Klöster und will uns mit neuen Bataillonen von Mönchen beglücken. Sie kommen aus Galizien her und sollen neben dem Seelenheil auch noch ein bißchen in der „Polonisierung“ arbeiten. Man sollte meinen, daß es weiter nicht mehr geht, aber wir haben uns geirrt. Die neue Kathedrale mit dem Bischofspalast, die fünf neuen Kirchen und das neue Kloster in Schoppinik, das ist erst der Anfang. Alles übrige kommt noch.

Wir haben in den letzten Tagen einen sehr hohen Besuch bei uns gehabt, ohne daß wir es geahnt haben. Dieser „hohe“ Gast war niemand anderer, als der Provinzial der Posener Mönche, der geistliche Herr Kucera aus dem „weltberühmten“ Orte Gorki in Polen. Er hatte „Großes“ vor, und wie die katholische Presse zu berichten weiß, hat er sein Ziel erreicht. Es ist wohl nicht schwer zu erraten, was dieser gottfromme Mann aus dem berühmten Gorki bei uns haben wollte. Er wollte nämlich zwei schöne Sachen, und zwar eine große Schule und eine noch viel größere Kirche. Er bereiste ganz Polnisch-Oberschlesien, um eine geeignete Stelle für die Schule und die Kirche zu finden, und er hat gefun-

den. Pleß schien dem hohen Besuch aus Gorki am besten zu entsprechen. Daß er in Pleß würdig empfangen wurde, ist selbstverständlich. Wenn auch die Stadt halb bankrott ist und wegen Geldmangel ihre Kommunalsschulen schließen muß, so ist sie jederzeit bereit, dem Klerus nicht nur das Herz, aber auch den Beutel weit zu öffnen. Sie hat nicht umsonst einen geistlichen Herrn zum Stadtverordnetenvorsteher gewählt. Sie hat auch sofort dem Mönch Kucera ein großes Baugrundstück völlig unentgeltlich angeboten, und wie es heißt, wurde das Angebot bereits angenommen. Auch der Bischof Pleski soll die Pläne des Provinzials Kucera und das Angebot der Stadt Pleß bereits gutgeheißen haben. Es wird also eine Schule und eine große neue Kirche in Pleß gebaut. Es dürfte nicht uninteressant sein zu erfahren, um was für eine Schule es sich da in Pleß handelt, die von den Mönchen gebaut werden soll. Die Mönche werden in Pleß ein geistliches Seminar bauen, um dort neue Schwarzröde heranzubilden. Es wird eine Schule für 200 geistliche Studenten sein, die dort Theologie und Philosophie studieren werden. Als Studenten werden nur solche zugelassen, die ein Gymnasium besucht haben und im Besitz der Matura sind. In dem Seminar werden sie dann zwei Jahre Philosophie und vier Jahre Theologie studieren. Das ist also die neue Schule, die in Pleß gebaut wird, und da die Schüler Geistliche werden sollen, so brauchen sie eine besondere große Kirche, die zusammen mit der Schule gebaut wird. Inzwischen wird die Stadt Pleß ihre Kommunalsschulen schließen, weil sie Geld für die Geistlichenschule braucht. Höher kann es nicht mehr getrieben werden. Das sind die Geschenke, die uns Rom gnädigst verleiht.

Protestversammlungen der N. P. K.

Wie uns mitgeteilt wird, veranstaltet die N. P. K. am Sonntag ca. 40 öffentliche Protestversammlungen, und zwar für die Kreise Kattowitz, Schwientochlowitz, Tarnowitz und Lublinik. Eine große Anzahl von Referenten sind von der Parteileitung dafür bestimmt worden. Die Versammlungen haben den Zweck, in erster Linie für die Beibehaltung der Autonomie einzutreten. Ferner sollen die Sejmwahlen sofort ausgeschrieben werden. Beabsichtigt ist von sämtlichen Protestversammlungen Telegramme direkt an den Staatspräsidenten nach Warschau zu entsenden.

Endlich fertig!

Das neue Wojewodschaftsgebäude, an dem mehrere Jahre gebaut wurde, ist endlich fertiggestellt worden. Am 5. Mai wird das Gebäude seinen Bestimmungen übergeben werden mit großen Feierlichkeiten, an denen auch der Staatspräsident Moscicki teilnimmt.

Statt „Budenzauber“ — eine böse Ueberraschung nach einer Spritztour

Wenn man in doppelter Auflage „vermöbelt“ wird.

Einen bösen Ausgang nahm für den Arnold K. aus Koschyna eine Spritztour, welche er am 6. Februar d. Js. nach Erledigung verschiedener Aufträge in Kattowitz, unternahm. K. erinnerte sich einer alten Bekanntschaft mit dem hier wohnenden Tapezierer Paul S., und suchte diesen in der Wohnung auf. Dort waren noch der Chauffeur Georg B. und der Arbeiter Plus

M. aus Kattowitz zugegen. Nach freundschaftlicher Begrüßung wurde flugs ein kleines Programm entworfen, auf welches „angenehme“ Weise der Abend zu verbringen sei und dann ging es lustig von Kosal zu Kosal, wo dem Mlokef mehr als zur Gemüte zugelassen wurde. Nachdem, als es sich das unternehmungskunstige „Nierblatt“ gedacht, war die Nacht angebrochen. Arnold K. folgte der Einladung des Tapezierers, welcher ihn den Voranschlag unterbreitet hatte, in seiner „sturmfreien Wohnung“ zu übernachten. In sehr gehobener Stimmung „landeten“ die vier Bechumpen endlich in dieser Wohnung, wo unserem lieben Freund aus Koschyna eine „Ueberraschung“ wartete, die schlecht hin zwar auch als „Budenzauber“ bezeichnet werden kann, den Arnold K. aber wie aus „allen Wollen“ fallen ließ. Die drei lieben Freunde begannen nämlich in ihrer Aufregung auf ihren Gast mächtig einzuschlagen, so daß diesem Hören und Sehen verging. Mantel, Hut und Uhr, sowie ein Geldbetrag von etwa 25 Zloty wurden dem Ueberrasteten weggenommen und dieser nach einer weiteren Tracht Prügel ziemlich unanständig aus der Wohnung „expediert“. Mutentbrannt erstattete er nach einer durchgezogenen Nacht am Kattowitzer Bahnhof gegen die Drei bei der Polizei Anzeige, welche diese später, da Ueberrastet angenommen wurde, unter Schloß und Riegel setzte. — Freitag wurde gegen die freundlichen „Gastgeber“ vor Gericht verhandelt. Diese stritten eine Schuld zwar nicht ab, sagten aber aus, daß sie unter dem Einfluß des Mlokefs gehandelt hätten. Die Drei wollten übrigens den aus der Wohnung Herausgeworfenen wieder zurückgerufen haben. — Leider nur hatte dieser von dieser neuen „Einladung in die Wohnung“ nichts mehr vernommen. Das Gericht „brummt“ den drei Angeklagten je 4 Monate Gefängnis auf.

Kattowitz und Umgebung

Vom Arbeitsmarkt. In der letzten Berichtswoche war innerhalb des Landkreises Kattowitz ein Zugang von 372 und ein Abgang von 482 Arbeitssuchen zu verzeichnen. Die Erwerbslosen-Ziffer betrug am Ende der Woche 3596 Personen. Eine wöchentliche Unterstützung erhielten insgesamt 2152 Beschäftigungslose. Die einmalige Beihilfe gelangte an 545 Personen zur Auszahlung.

Bau von neuen Polizeigebäuden. Das Schlesische Wojewodschaftsamt beabsichtigt in diesem Jahre an den Bau mehrerer Polizeigebäude heranzugehen. Für den Bau eines Polizeikommissariats und Kreiskommandos in Pleß, sowie von Polizeigebäuden in den Ortschaften Kunzendorf, Gottschalkowitz, Wapernice (Kreis Bielitz) und Groß-Rasch in Teschen, schreibt die Wojewodschaftsamt Offerten aus. Offertenformulare sind gegen eine Gebühr von 10 Zloty beim „Wydział dla Robot Publicznych“, Zimmer 23, in der Szkoła Szlaska in Kattowitz erhältlich. Die Einreichung der Offerten hat in verschlossenen Briefumschlägen bis spätestens zum 30. d. Mts., vormittags 11 Uhr, beim Wojewodschaftsamt zu erfolgen. Vor Einsendung derselben sind an das Finanzamt nachstehende Gebühren einzuzahlen: 5 Prozent von 100 000 Zloty des Offertenpreises, 4 Prozent bis zu 500 000 Zloty und 3 Prozent bis über 500 000 Zloty.

Anstehende Krankheiten und ihre Bekämpfung. Nach erfolgtem Anzeigen beim Kreisarzt in Kattowitz sind im Vormonat in der Altstadt 11, im Ortsteil Boguszyńsko-Zamodzie 10 und den Ortsteilen Salzen-Domb, sowie Ligota-Brznow je 3 schwere Erkrankungen zu verzeichnen gewesen. Es lag vor Diphtherie in 2, Scharlach 6, Diphtheritis 4, Gehirnhautentzündung 2, Rote 3, Tuberkulose 3 und Augenkrankheit in 2 Fällen. In Spitalbehandlung waren 52 schwere Kranke, darunter wurden verpflegt allein 40 Personen auf Tuberkulose. Im Berichtsmonat sind 33 Desinfektionen vorgenommen worden, um einer Ansteckungsgefahr rechtzeitig vorzubeugen.

Ankauf von Remontepferden. Der Ankauf von Remontepferden durch die Zusatz-Remonte-Kommission, Sitz Kattowitz, erfolgt in der Zeit vom 25. April bis 15. Juli d. Js. Die Kaufpreise werden wie folgt festgesetzt: Für Artilleriepferde unter 148 bis 152 Zentimeter 1000 bis 1100 Zloty und für vollwertige Pferde des Typs A und C 1200 bis 1350 Zloty.

Der nächste Pferde- und Viehmarkt. Am Dienstag, den 14. Mai, findet in Kattowitz der nächste Pferde- und Viehmarkt auf dem freien Platz hinter der städtischen Fleischhalle statt. Der Auftrieb erfolgt in der Zeit von 9 bis 11 Uhr vormittags. Aufgetrieben werden können Pferde, Rinder, Kühe, Schafe, Ziegen und Schweine.

Unter Anklage kommunistischer Propaganda. Am Donnerstag sollte vor der Strafabteilung des Landgerichts in Kattowitz in der Kommunistenaffäre gegen den früheren Studenten Abraham Kagan und dem Bürobeamten Vincent Aniolowski aus Warschau 3. Zi. in Kattowitz wohnhaft, verhandelt werden, doch wurde der Prozeß nach mehrwöchiger Verhandlungsdauer auf Antrag des Verteidigers der Angeklagten vertagt. Student Kagan, welcher wegen ähnlichen Delikten bereits im Jahre 1921 vor dem Ratgeber Gericht zu 2 Jahren Festungshaft verurteilt wurde, wanderte, als ihm die Polizei später den Boden in Warschau zu „heiß“ machte, nach Oberschlesien. Die Kattowitzer Kriminalpolizei wurde alsbald auf die beiden „Einwanderer“ aufmerksam und nahm 3. Zi. eine Hausdurchsuchung vor. Gefunden worden sind verschiedene Dokumente, welche darauf schließen lassen, daß die Befragten kommunistischen Umtrieben nachgingen.

Eisenau. (Mafseier.) Die Ortsvereine der D.S.A.B. und P.P.S. sammelten sich um 8 Uhr am Arbeiterforum „Robotnik“, 8 1/2 Uhr Abmarsch mit Musik nach Laurahütte (Bierhofpark). Abends findet eine Veranstaltung im Saale des Herrn Fröhowski statt. Abzeichen sind beim Komitee, welches sich aus den Genossen Cagiel, Kocuba, Lison, Terchel und Zwan zusammensetzt, zu haben.

Eisenau. (Schuhimpfung.) Am 2. Mai, nachmittags 2 Uhr, findet im Lokal Platin, ul. Piłsudskiego, die Schuhimpfung der Kinder statt. Eltern und Vormunde, die auch keine Einladung erhalten haben, sind verpflichtet, ihre Kleinen zur Impfung zu bringen. Im Falle, daß sich jemand weigert, sollte, die Anordnung zu befolgen, so wird er zur Verantwortung gezogen. Die Beschäftigung findet am 8. Mai zur selben Zeit und im selben Lokal statt.

Genossen!

Unterstützt unsere Inferenten

Theater und Musik

Der Kastelbinder.

Operette in 1 Vorspiel und 2 Akten von Viktor Leon.
Musik von Franz Lehár.

Langsam geht die Spielzeit ihrem Ende zu, und man bedauert dies umso mehr, als gerade die momentan gebotenen Stücke von so durchschlagendem Erfolge sind, daß uns der Abschied doch etwas schwer gemacht wird. So auch in der Operette. Mit der gestrigen Aufführung hat nun auch die leichte Muse ihre letzte Premiere gegeben, und man muß sagen, daß die Auswahl, des alten beliebten und sehr gefälligen Lehárschen Stüdes sehr glücklich getroffen war. Schmüßige, sehr melodische Musik, nette Schlagerliederchen, von alther bekannt, eine flotte, lustige und komisch — berbe Handlung — das sind die Anquivalente des „Kastelbinder“. Viele Besucher eilten gerade deshalb herbei, weil sie die verklungenen Lieder noch einmal hören wollten und es hat sich gezeigt, daß alles alles an dieser Operette noch recht frisch und lebensfähig ist, lebendiger und musikalischer als manches moderne Gebilde aus dem Gebiet der leichtgeschürzten Muse. So konnte Lehár im Geiste vergangener Melodien auch noch bei uns am Theaterklub fröhliche Auserstehung feiern.

Der Inhalt ist gar nicht besser, denn in den üblichen Operetten, aber auch durchaus nicht schlechter. Das Vorspiel führt uns nach der Tschekoslawakei, wo die „Kastelbinderbuben“ nach Landessitte zum Auswandern antreten, um mit ihren Maulesacken, Felleisen usw. ihr Glück zu versuchen. Alle haben ein größeres Geldstück bei sich, nur Janku nicht, und Suzu, seine ihm, ebenfalls nach den dortigen gebräuchlichen Sitten, angelobte kleine Braut (sie ist 8, er 13 Jahre alt) bettelt bei dem alten Zwiebelhändler Pfefferkorn solange, bis er ihr, natürlich gegen einen Wechsel, einen Silbergulden gibt. Beglückt und doch

Königshütte und Umgebung

Ein Schachzug des Magistrats.

Große Freude herrscht am Königshütter Magistrat über ein sehr gut gelungenes Diplomatenumstülpen. Als die ungeheuren Schäden, die der diesjährige Winter mit seinen starken Frösten anrichtete, übersehbar waren, da fürchtete man einen starken Ansturm der Hausbesitzer wegen Ermäßigung der Grund- und Gebäudesteuer, um mit den dadurch erzielten Ersparnissen die Verluste auszugleichen. Und dem wurde ganz gründlich entgegengetreten, indem man vorweg eine Erhöhung besagter Steuer von 5 auf 6 pro Mille ankündigte. Damit war das Ziel erreicht. In groß angelegten Protestversammlungen wandten sich die Hausbesitzer energisch gegen den Magistratsbeschluss, wobei sie entschieden verlangten, den Satz auf seiner alten Höhe zu belassen. Hieron war die Folge, daß der Magistratsantrag auf der letzten Stadtvorordnetenversammlung abgelehnt wurde, demnach also die Steuer nach wie vor 5 pro Mille beträgt. Damit gaben sich die Hausbesitzer zufrieden und auch der Magistrat ärgert sich keineswegs. Wie gesagt, freut er sich den alten Steuerfuß gehalten zu haben, was ja ziemlich deutlich auf der letzten Magistratsitzung zum Ausdruck kam. Es war wohl auch mit das wichtigste, mit dem man sich befachte. Abgesehen von einigen nicht wesentlichen Subventionen wurde ferner beschlossen, für die Zeitdauer der Posener Messe in Posen, ein Zimmer mit Schlafgelegenheit für drei Personen zum monatlichen Mietzins von 250 Zloty zu mieten, das den Magistratsmitgliedern und Stadtvorordneten zur Verfügung gestellt werden soll, sofern sie gewillt sind, die Ausstellung zu besuchen.

Programme für den 1. Mai

für Königshütte und Umgegend.

Zu der Umgebung gehören folgende Orte: Schwientochlowitz, Bielitz, Hajduk, Lipin, Chropaczow, Lagiewniki, Godula, Ruda, Orzegow, Chorzow, Wielka Dombrowka, Brzeziny, Chębzie.

Der 1. Mai wird in allen diesen Orten durch völlige Arbeitsruhe gefeiert. Sämtliche Parteigenossen einschl. den Gewerkschaften und Sportvereinen haben sich vormittags in ihren Orten zu sammeln und geschlossen nach Königshütte, Dom Ludowy, zu marschieren. Der Ausmarsch soll so erfolgen, daß sie spätestens bis 10 Uhr vormittags dortselbst eintreffen. Alsdann folgt ein Umzug durch die Straßen von Königshütte nach dem Rebenberg. Dort werden Ansprachen von der polnischen Seite vom Gen. Gajor, von der deutschen Seite vom Gen. Buchwald, gehalten. Hierauf folgt die Auflösung des Zuges und die einzelnen Korporationen können wiederum in ihre Orte so wie sie gekommen sind, zurückkehren.

Abends 7 1/2 Uhr, findet eine Veranstaltung im „Dom Ludowy“ in Form einer „Proletarischen Feiertunde“ statt, an der sämtliche Kulturvereine mitwirken werden. Alle unsere Genossen und Genossinnen werden hierdurch aufgefordert, die Maifeier so auszugestalten, daß sie für die Arbeiterschaft auch einen gewissen Erfolg bedeuten wird und haben alle vollzählig zu erscheinen.

Anknappungswahlen in der Königshütte. Am 25. April fanden die Anknappungswahlen für den Sprengel II statt. Den Sieg trugen die Listen der poln. Klassengewerkschaft des Metallarbeiterverbandes Zw. Rob. Przem. w Polsce mit dem Spitzenkandidaten Pius Chroboczek davon mit 668 Stimmen. Die Liste der Polen. Berufsvereinigungen mit dem Spitzenkandidat Cieslik erhielt 247 Stimmen. Das Klassenbewußtsein marschiert voran.

Mißstände im Königshütter Krankenhaus. Schon vor Wochen haben wir einmal ganz kurz hingewiesen auf die Verhältnisse im städtischen Krankenhaus, die jeder gesunden Grundlage entbehren. Leider scheint der damalige Beitrag wenig Früchte gezeitigt zu haben. So ist neuerdings ein Fall bekannt, der scharf gebührend zu werden verdient. Es handelt sich um ein Dienstmädchen Golla, das sich die Spitze eines Kopierbistens in die rechte Hand jagte, so daß sich bald Blutvergiftungserscheinungen bemerkbar machten. Hier blieb nur eine Operation als Hilfe übrig und überwiegt sie der Krankenhausherr Dr. Hante zum Zwecke derselben ins Krankenhaus. Nun sollte man annehmen, daß auch dort die vorhandene Gefahr in vollem Umfange erkannt und sofort behoben wird. Bedauerlicherweise traf das nicht zu; vielmehr stellte man dem Mädchen anheim, ruhig noch zwei bis drei Tage warten. Am folgenden Tage wieder Vorprechen bei Dr. Hante, der sie noch einmal nach dem Spital verweist, diesmal mit der dringenden Anweisung auf sofortige Operation. Selbst jetzt bemühte man sich dazu nicht, sondern begnügte sich mit einem Pflaster, das der Patientin auf die inzwischen stark entzündete Wunde geklebt wurde. Erst im Schwimmbad, wohin die G. eingeliefert wurde, befehlte der dortige Chefarzt, Dr. Maat, in der Erkenntnis der Dringlichkeit durch eine Operation die Gefahr.

traurig im Herzen scheiden die beiden Kinder, nachdem sie sich ewige Treue geschworen haben. — Der 1. Akt spielt nach 12 Jahren in Wien, im Hause des Sprenglermeisters Göppler, wo Janku inzwischen Geschäftsführer geworden ist und gerade im Begriff steht, die Hausdchter Mizzi zu heiraten. Da kommt der alte Pfefferkorn dazwischen und als Mizzi klagt, daß sie ein tüchtiges Hausmädchen braucht, bringt er die inzwischen zu hohler Schönheit erblühte Suzu an, in der Hoffnung, diese und Janku zusammenzuführen. Doch beide kennen und mögen sich nicht, zumal Suzu bereits die Braut des Korporals Milosch (auch ein Bube aus dem Heimatdorf) ist. Sie sehen sich denn also im Hause des Göpplers wieder, doch richtet Pfefferkorn bei der stattfindenden Verlobungsfeier der Mizzi mit Janku eine heillose Verwirrung an, indem er sagt, daß dieser bereits von Rindheit an mit Suzu versprochen ist. Milosch läuft davon. — Im 2. Akt lernen wir das Leben auf einem Kasernenhof kennen. Die Reservisten werden geziemend „angekleidet“, alle Zivilisten herausgeworfen oder einfach eingekleidet. So ergeht's dem alten Pfefferkorn, der mit Janku dorthin kommt, um Milosch Mühe und Säbel nachzubringen und den Zertum aufzuklären. Er wird erwischt, eingekleidet, Haupt- und Barthaar abgeschoren und muß sogar einen Gaul in den Stall reiten. O Gaudium! Aber schließlich klärt sich alles zur Zufriedenheit, und die richtigen Paare finden sich. —

Die Aufführung war ein Bombenerfolg. Kapellmeister Oberhoffer brachte die Kastelbinder-Musik flüssig, rhythmisch und gefällig heraus und schuf recht bald eine fröhliche Stimmung im Haus. Ihm und seiner wackeren Schar gebührt ein volles Lob. Im Mittelpunkt des Abends glänzte ein neuer Stern: Emmy Neubauer als Suzu, deren stimmliche und darstellerische Leistung beachtenswert ist und deren Engagement für die kommende Saison nur begrüßt werden kann. In der Erscheinung anmutig ist nett, verfügt die Künstlerin auch über tänzerische Begabung. Also alles in allem vereint. Dora von Bachmann sang und spielte die Mizzi mit gewohnter Grazie und Liebesswürdigkeit, temperamentvoll und stimmlich

Börsenkurse vom 27. 4. 1929

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . . 1 Dollar	{ amtlich = 8,91 z frei = 8,92 z
Berlin . . . 100 z	= 47.114 Rmt.
Kattowitz . . . 100 Rmt.	= 212 25 z
1 Dollar	= 8,91 z
100 z	= 47.114 Rmt.

Dieses Vorkommnis ist vom Chefarzt des Krankenhauses zu Protokoll genommen und die Assistenzärzte einschließlich des Personals einem Verhör unterzogen worden. Wie wir erfahren, soll diese sehr peinliche Angelegenheit ihren Abschluß vor den Schranken des Gerichts finden. Sei es wie es wolle, aber seit jeher schon werden Beschwerden aller Art über das städtische Krankenhaus laut. Und nachdem vor kurzem eine gewisse „Remedur“ vorgenommen wurde, ist wahrhaftig nichts besser, höchstens schlimmer geworden. Die dort amtierenden, noch sehr jungen Ärzte machen erst ihre Studien, und so scheint es, als wenn mancher der Patienten als Versuchstierchen verwandt wird. Zeugnis hierfür legt gebührend der angeführte Fall ab. Wenn also ganz berechnete Klagen geführt werden, so treffen sie nicht so sehr den Chefarzt in erster Linie, aber den Magistrat, der die Untersuchung in sämtlichen Beschwerden selbst in die Hand nehmen müßte, und nicht, wie bisher, sich auf den Ersten zu verlassen. Zumindestens wäre anzunehmen, daß die Aufdeckung und Klärung des Gesamtübelns einem durchaus sachkundigen und unparteiischen Menschen übertragen wird, der allein in der Lage ist, ein objektives Urteil zu fällen. Mit einer Wiedereinsetzung oder Verschleierung ist hier nichts getan. Es gilt, alsbald allen vorhandenen Missetaten an der Wurzel zu begegnen, weshalb wir vorschlagen, an die Spitze des Instituts eine rene und verständige Ärzte zu stellen und denen zur Seite mindestens ebenso tüchtige Assistenzärzte. Nur in der Form verfahren ist schließlich zu erwarten. Und das ist unbedingt notwendig, wenn wir später vor noch größeren Enttäuschungen, wenn nicht gar vor einem blamablen Reinfall, bewahrt bleiben wollen.

Beratungsstelle für Geschlechtskranke. Ein Projekt gelangte auf der gestrigen Sitzung der Krankenhauskommission zur Annahme, das die Errichtung einer Beratungsstelle für Geschlechtskranke vorsehe. Trotzdem die Verwirklichung mit Rücksicht darauf, daß die Kosten, die bei Aufrechterhaltung monatlich ungefähr 700 bis 1000 Zloty betragen dürften, erst in das nächste Etatsjahr aufgenommen werden müssen, noch recht lange wird auf sich warten lassen, ist dieser Schritt durchaus begrüßenswert. Er bedeutet immerhin eine soziale Einrichtung, die andere Städte längst zu verzeichnen haben. Behandlungen können dort nicht in Frage, nur lediglich Beratungen.

Versteigerung. Am 6. und 7. Mai d. Js. um 9 Uhr vormittags findet im städtischen Leihamt an der ul. Bytomska 19 eine Versteigerung der eingelieferten Gegenstände bis zur Nummer 72.284 statt. Die Möglichkeit der Abholung besteht bis zum 1. Mai, dagegen müssen ab 2. Mai die Versteigerungsgebühren entrichtet werden. Für den öffentlichen Verkehr bleibt das Leihamt am 4. Mai geschlossen. Der bei der Versteigerung am 6. und 8. April erzielte Mehrwert bei den Gegenständen von Nummer 68.460 bis 70.544 kann innerhalb eines Jahres von der Kasse des Kommandos gegen Quittung erhoben werden.



„Ach, Karlchen — du brauchst dich nicht weiter anzustrengen. Mir fällt gerade ein, daß ich den Schlüssel bei unserm Nachbarn abgegeben habe.“

ausgezeichnet. Eine Musterleistung war der Wolf Bar Pfefferkorn von Theo Knapp. Nicht übertrieben, in richtigen Grenzen und doch so natürlich wurde hier das Bild des alten, geschäftstüchtigen weltverahrenen und doch grundgütigen, jüdischen Handelsmannes vor unseren Augen entrollt. Das Vieh „Das ist eine einfache Rechnung“ gelang ganz vortrefflich. Der Sprenglermeister von Martin Ehrhard konnte sich ebenfalls sehen lassen. Schon in der Wüste glänzend karikiert, mußte man seiner ewig politisierenden Nebenweise Tränen lachen. Hans Lindner als Janku anziehend wie immer, besonders temperamentsvoll und gefällig wirkungsvoll im „Weaner Lied“. Billy Sperber sang und spielte den Milosch mit großer Bravour. Das innige Duett: „Wenn zwei sich lieben“ fand aufs neue großen Anklang. Margot Basitta (Suzu) und Lucie Bienen (Janku) als Kinder des Vorspiels waren stimmlich etwas schwach, aber schauspielerisch recht zufriedenstellend. Ebenso Hildegard Stambka als kleiner Milosch Harry Kreiten (Nachtmister), Horst Kozlowski (Korporal Scheller) Fred Friedrich (Dorann) boten gediegene militärische Typen, Georg Busch und Heinz Gerhartz zwei Muster von Einjährig-Freiwilligen der „guten, alten Zeit“. All' sonstigen Mitspieler, speziell auch die „Garde“ der munteren Kastelbinderbuben, gaben ihr Bestes zum Erfolger der Sache her. Die ständischen Bühnenbilder paßten sich dem Milieu gut an, die Inszenierung-Kostüme, Tanselagen usw. ließen dem Ganzen den rechten Rahmen. Am meisten Spaß machte das richtiggehende, weiße Pferd, das recht artig war und sich die „Bemühungen“ Pfefferkorns gutmütig gefallen ließ. Jedenfalls war alles getan worden, um die letzte Operettenaufführung schön auszugestalten, um im Publikum in guter Erinnerung zu verbleiben.

Dafür spendete man reichlichen und herzlichen Beifall und erzwang des öfteren Wiederholungen. Also ein herzlicher, aber wohlgefügener Abschied mit den besten Wünschen für die nächste Spielzeit!

A. A.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Schlag ins Gesicht

Novelle von Axel Rasmussen.

Zufällig kam das Gespräch im Laufe des Abends auf den Schriftsteller Sagert, dessen Ehescheidungs-Prozess in aller Leute Mund war und unter seinem großen Bekanntenkreis ungeheuren Staub aufgewirbelt hatte.

„Offen gesagt“, meinte die Dame des Hauses mit einem mißbilligenden Achselzucken, ich verstehe die ganze Sache nicht. Eine so schöne Frau. Und offenbar war er doch noch richtiggehend verliebt in sie — ich konnte die beiden häufig beobachten: „als wenn sie noch mitten in den Flitterwochen lebten.“

„Es heißt, Sagert habe sie geschlagen.“

„Wer behauptet das?“

„Nun, es gibt keine offiziellen Nachrichten, selbstverständlich. Aber es ist jedenfalls durchgesickert — vielleicht hat einer der Rechtsanwälte nicht ganz dicht gehalten.“ „Ausgeschlossen — er war ein so zarter, feinfühligster Mensch!“

Die Herren nahmen ganz offenkundig für die Frau Partei, was die Damen ihrerseits veranlaßte, die Glaubwürdigkeit jenes Gerüchts entschieden abzulehnen.

„Nun,“ meinte die Gastgeberin mit einer abschließenden Handbewegung, „vielleicht kann uns Herr Kalina etwas Positives sagen. Er hat ja Sagert immer ziemlich nahe gestanden.“

Herwart Kalin zündete sich nachdenklich und sorgfältig eine Zigarette an, er lächelte zurückhaltend, flüchtig.

„Ich weiß über die Sache nicht, mehr als sie alle meine Herrschaften. In die Intimitäten dieser Ehe bin ich von keiner der beiden Parteien jemals eingeweiht worden. Und im übrigen ist ihnen bekannt, daß derartige Prozesse unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt werden.“

„Ja, aber sie werden sich doch ein Bild machen können, ob die Behauptung überhaupt irgend eine Grundlage haben kann.“

„Ich halte es durchaus für möglich.“

„Wirklich — dieser sensible, sanfte Mensch?“

„Trotzdem!“

„Schrecklich, wie ein Mann sich soweit vergessen kann, eine Frau zu mißhandeln!“

Jetzt war die Entrüstung allgemein, auch die Damen ergrißen die Partei der Frau, die offenbar einem Barbaren, einem brutalen Kerl, einem Saboteur in die Hände gefallen war.

„Wie man sich doch täuschen kann — niemand hätte das Sagert im Ernste zugetraut. Aber man lernt nie aus — Menschenkenntnis ist offenbar die schwerste aller Wissenschaften.“

„Das hat doch mit Menschenkenntnis nicht das Geringste zu tun — und braucht gar nicht der Ausfluß besonderer Roheit zu sein.“ sagte Kalina sehr ruhig. „Es gibt eben seelische Erschütterungen, denen gegenüber ein Schlag die einzige mögliche Reaktion ist.“

„Wollen sie mir glauben“, fuhr er fort, „daß ich selbst auch mit diesen feinen Händen eine Frau geohrfeigt habe, daß ihr das Blut aus Nase und Mund sprang? Eine Frau, die eher jünger war als Frau Sagert, und zarter, gebrechlicher und bestimmt noch viel, viel schöner?“

„Sie scherzen“, warf seine Nachbarin ein und sah ihn mit schlecht verhehlter Neugier an. „Sie wollen uns gruseln machen, und Angst einjagen.“ Sie lächelte nervös.

„Gar nicht, meine Gnädigste. Es ist mein voller Ernst. Und wenn sie die Geschichte hören würden — ich glaube, Sie alle, meine Herrschaften, würden mich verstehen. Es kommt eben immer nicht so sehr auf unsere Handlungen, als auf die Motive unserer Handlungsweise an.“

„Erzählen, erzählen“, hieß es nun allgemein, und man rückte dichter an den kleinen, runden Tisch zusammen.

„Es ist eine kurze Geschichte“, sagte Kalina und nahm einen Schluck Tee, ehe er sich bequem zurücklehnte und anfang. „Ich werde ihre Geduld nicht allzu lange mißbrauchen.“

„Einige von Ihnen, meine Herren, werden sich gewiß noch an den Bildhauer Bringasien erinnern. Einige mögen ihn auch persönlich gekannt haben, mehr oder minder flüchtig. Er hat mal eine nicht unbeachtete Rolle hier gespielt; in der für Kunst interessierten Gesellschaft. Man hielt ihn für eine werdende Berühmtheit, zumal er zweifellos eine große, das Durchschnittsmaß weit überragende Begabung besaß, und er wurde viel hoffiert.“

Das nebenbei. Diejenigen von ihnen, die ihn kannten, werden sich entsinnen, daß er etwa vor acht Jahren starb — plötzlich, durch Selbstmord. Es war ein vollkommenes Rätsel. Keiner ahnte die Beweggründe dieses Freitodes; auch ich nicht, trotzdem ich mich rühmen durfte, sein bester Freund zu sein, von allen seinen männlichen Bekannten und Kameraden seinem Herzen am nächsten zu stehen.

Wir alle, erschüttert und traurig, zerbrachen uns vergeblich die Köpfe. Wohlhabend, wenn nicht reich, kerngesund, am Anfang einer voraussichtlich glänzenden Laufbahn, ohne Anhang, ohne Familie, mit nicht mehr Feinden als zur Erhaltung des seelischen Gleichgewichts nötig ist, ließ sich wirklich nicht einsehen, was ihn zu diesem verzweifeltsten Schritt hätte veranlassen können.

Auch ich, wie gesagt, tappte vollständig im Dunkeln, zumal die polizeiliche Durchsuchung seiner Wohnung nicht den geringsten Anhaltspunkt gab. Offenbar hatte er sämtliche etwa in Betracht kommenden Schriftstücke vorher sorgfältig vernichtet.

Es gab ein großes Trauergeschehen — ich sagte wohl schon, daß Bringasien bei Lebzeiten sehr viel Freunde gehabt hat. Unter den Leidtragenden bemerkte ich auch ein Ehepaar — die beiden leben noch, so muß ich bitten, den Familiennamen verschweigen zu dürfen — in dessen Hause mein Freund und ich seit Jahr und Tag als gern gesehene Gäste verkehrt hatten. Für die Frau hatte ich eine etwas schwärmerische Neigung, hatte mir aber immer große Zurückhaltung auferlegt, einerseits aus Achtung für den Gatten, den ich sehr hochschätzte, andererseits weil ich zu bemerken glaubte, daß die Frau — nennen wir sie Luzie — Bringasien besondere Sympathie entgegenbrachte.

Dieses Ehepaar lud mich und einige andere Freunde des Hauses ein, den Abend bei ihnen zu verbringen. Da ich durch das jähle Ende meines Freundes sowieso ein wenig aus der seelischen Balance geraten war und ein leises Grauen vor dem Alleinsein empfand, so nahm ich dankend an. Mir fiel, während ich mich flüsternd mit dem Ehepaar unterhielt, zwar auf, daß Frau Luzie heute besonders blaß aussah, aber ich schrieb das

ihrem Schmerz über den Heimgang Bringasien zu — und sie wurde mir dadurch nur doppelt sympathisch und verehrungswürdig.

Nach Beendigung der Trauerfeier mußte ich noch nach Hause, um mich zum Abend umzukleiden. Da lag ein Brief, durch einen Unbekannten bestellt. Ich kannte die Handschrift — dieser Brief stammte von Bringasien. Er hatte ihn offenbar kurz vor seinem Ende geschrieben. Es waren nur ein paar Zeilen. In gefassten, fast heiteren Worten gestand er mir, daß er und Frau Luzie in rettungsloser Liebe zueinander verfallen seien. Da aus Gründen, die er nicht auseinanderzusetzen vermöge, eine Vereinigung auf Erden nicht möglich sei, so haben sie beschlossen, gemeinsam in den Tod zu gehen. Aus Rücksicht auf den Gatten werde jeder in seiner Wohnung den letzten, dunklen Schritt tun, aber am selben Tage, zur selben Stunde. Er sterbe froh und beglückt, in der festen Zuversicht, daß ihrer Liebe in einem überirdischen Reiche, jenseits der Grenze dieses Lebens, jene Erfüllung blühen werde, die ihnen das Schicksal auf Erden versagte.

Das ungefähr war der Inhalt eines Briefes, geschrieben von einer Hand, die nun bereits im Grabe ruhte. Ich gestehe, diese Mitteilung traf mich wie ein Stich, wie eisalter, tiefer Schnitt. Minuten hindurch konnte ich keinen halbwegs vernünftigen Gedanken fassen. Dann war ich lange Zeit unstillig, ob ich der Einladung des Ehepaares noch Folge leisten sollte. Immer sah ich das war blasse, aber durchaus gefasste und ruhige Gesicht Luzies vor mir.

Endlich raffte ich mich auf. Irgendetwas trieb mich an, noch hinzugehen. Vielleicht glaubte ich, ein Geheimnis zu lüften, das sich mir bisher noch verbarg. Auf dem Wege wurde ich ruhiger. Ich fragte mich nicht, ob es recht sei, einen zweiten Menschen mit in den Tod nehmen zu wollen — ich fragte mich nur, aus welchem Grunde Luzie das Versprechen gebrochen haben mochte, das sie dem jetzt Toten doch gegeben haben mußte. Und kam schließlich zu dem einfachsten, natürlichen Schluß: sie hat es tun wollen, aber als sie Ernst machen wollte, versagte ihre Kraft. Sie hatte ganz einfach Angst, hatte ihre Energie überschätzt.

Diese Erkenntnis wirkte befreiend und beruhigend auf mich. Gewiß, so war es gewesen. Und niemand, zum wenigsten eine Frau, kann vorher wissen, wie sie sich halten wird, wenn es heißt, dem Tod ins Angesicht zu sehen.

Sie war leichtsinnig gewesen und vielleicht feige — aber nicht schlecht, sagte ich mir. Und ist genug gekraft, da sie nun ein Leben lang an der Reue über dieses übereilte Versprechen tranken wird. Dies Bewußtsein bewirkte, daß ich die Wohnung des Ehepaares schließlich ruhiger betrat, als ich vor einer halben Stunde für möglich gehalten hätte.

Ich fand die wenigen außer mir geladenen Gäste bereits zugegen und es herrschte beim Abendessen eine stille, etwas nachdenkliche und wehmütige Stimmung. Ich beachtete Luzie ganz genau, sie war noch immer etwas blässer als gewöhnlich, aber im ganzen beherrschte sie sich fabelhaft. Ich stellte mir vor, welche Gefühle — Reue, Scham, Verzweiflung — ihr Inneres zerreißten mußten und diese Ueberzeugung erweckte ein mit leiser Befriedigung seltsam gemischtes Mitleid. Daß sie litt um ihres, doch vielleicht überwiegend durch ihre Schuld — toten Liebsten willen, der mein bester Freund gewesen war, schien mir gerecht. Aber ich glaube, sie rückte mir näher, weil sie litt.

Nach dem Abendessen saßen wir trinkend und rauchend beisammen und unser aller Stimmung wurde allmählich freundlicher und gelöster. Der Hausherr sprach einige warme Worte des Nachrufs auf den Dahingegangenen. Wir leerten stehend unsere Gläser — die Hand Luzies zitterte nicht.

Gegen zehn Uhr wurde unser Gastgeber — sagte ich schon, daß er Arzt war? — plötzlich abgerufen, zu einem auswärtigen Patienten. Er sagte, er würde kaum vor dem anderen Morgen zurückkommen, lud aber zugleich uns alle so liebenswürdig ein, seiner Frau noch ein Stündchen Gesellschaft zu leisten, daß wir dieser Aufforderung nicht zu widerstehen vermochten.

Aber endlich brach man auf. Scherzend, lachend, heiter — der Wein, dem wir alle ziemlich eifrig zugesprochen hatten, offenbarte jetzt seine Wirkung. Ich ging als letzter, zögernd, immer noch unentschlossen, ob ich nicht mit Luzie über den Brief Bringasien sprechen sollte. Das Mädchen war schon zu Bett geschickt worden, Frau Luzie geleitete mich hinaus. In einer halbdunklen Nische des Vorflurs schlang sie plötzlich ihre Arme um meinen Nacken, ihre Lippen brannten auf meinem Mund, feucht und hochend schimmerten ihre Augen.

„Bleibe hier“, flüsterte sie und deutete mit einer Bewegung des Kopfes nach der Tür, hinter der ich ihr Schlafzimmer wohnte.

Ich sah sie an — es war mir, als ob ich träumte. Neben ihrem Kopfe sah ich plötzlich das blasse Haupt des Toten, mit dem kleinen dunklen Loch in der Stirn. Der Brief in meiner Tasche brannte mich wie eine Wunde. Und da — ja, da — es packte in meinem Arm, ich konnte nicht widerstehen und schlug ihr ... nicht mit der flachen Hand, sondern mit der geballten Faust mitten ins Gesicht, daß sie taumelte. Als müßte ich ein ekelhaftes und bössartiges Tier abwehren.“

Kalins schwieg — keiner sagte ein Wort. Nach einer kurzen Pause, während der er eine neue Zigarette anzündete, sekte er mit fester Stimme hinzu: „Und es war recht!“

Lalas Interessen

Von Wera Inber.

Der Fahrstuhl war alt und einsam hinter seinem Gitter. Vom ununterbrochenen Auf und Nieder war er verbittert worden und hatte begonnen, mühsam mit dem Riegel zu knarren und beim Hinabfahren leise zu heulen wie ein verwundeter Wolf.

Der Führer des Fahrstuhls war Jakob Mitrochin, elf Jahre alt, Kind unbekannter Eltern. Er kam von der Straße, gefiel dem Nachtwächter und blieb beim Lift. Nach den ihm von der Hausverwaltung erteilten Befehlen durfte Jakob Mitrochin niemand allein im Aufzug fahren lassen; er führte jeden Fahrgast selbst hinauf und erhob von ihm, laut Instruktion fünf Kopeken.

Abends, wenn die Erwachsenen ins Theater gegangen waren oder ihre Gäste gemächlich bei sich zu Hause mit Tee bewirteten, kamen zu Jakob Mitrochin vom ganzen Hofe irgendwelche Müßigen und Schatzelchen zum Plaudern, ja, manchmal verirrte sich sogar ein Sammetkäppchen, ein Sechsjähriges, zu ihm, namens

Lala. Die Mutter Lalas, rundlich wie eine bauchige Kommode, ärgerte sich über diese Bekanntschaft und sagte:

„Lala, das ist doch ein Verwahrloster im vollsten Sinne des Wortes, puß dir die Nase! Er kann doch stehlen und mordern, tutsch nicht am Finger! Hast du keine anderen Bekannten?“

Aber das zarte, rundliche Lalachen, das einem Knopf ähnelte, brach es schon fertig, unbedingt so nahe wie möglich an Jakob Mitrochin vorbeizukommen und ihm zuzulächeln.

Eines Tages tauchte unten an der Tür des Fahrstuhls, dort, wo gewöhnlich alle Bekanntmachungen aus dem Hause hingen, folgende neue auf:

„Alle Kinder, welche aus diesem Hause sind, werden eingeladen zur Versammlung am morgigen Tag um drei Uhr unter der Treppe, wo der Schatzel liegt. Es wird wichtige Vorschläge geben. Eintritt frei. Für die aus dem Nachbarhaus ist der Eintritt zwei Pfefferkuchen.“

Unterschrift war keine da.

Als erste bemerkte Lala Mutter diesen Anschlag. Sie las ihn zuerst mit dem Zwißer, dann ohne, und rief sofort die Hausverwaltung im zweiten Stock an. Es erschien der Gehilfe des Hausverwalters.

„Wie denken Sie sich denn das, Genosse Polaitis?“ sagte Lala Mutter. „Wie können Sie so etwas zulassen?“

Der Genosse Polaitis schaute näher hin, schneuzte sich und erwiderte:

„Ich sehe darin nichts Besonderes, Bürgerin. Die Kinder haben ein Recht, sich zu organisieren zur Wahrung ihrer professionellen Interessen.“

Lala Mutter verschluckte sich vor Empörung und knirschte:

„Was heißt Interessen, wenn ihnen die Nase noch läuft. Ich bin mehr als überzeugt davon, daß dies Jura aus der Wohnung achzigeln geschrieben hat. Und das will der Sohn eines Kanzleivorstands sein.“

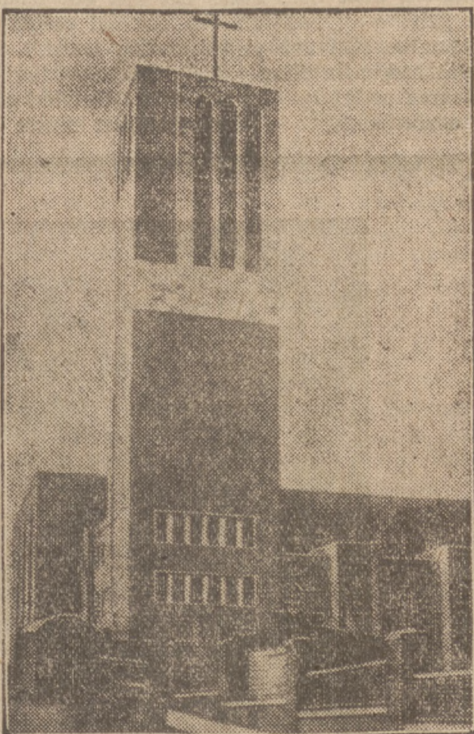
Der Kanzleivorstand Selesnow, ein mürrischer Mensch mit kranken Nieren, schielte auf den Anschlag und dachte:

„Ich erkenne Juras Handschrift. Was aus ihm werden wird, weiß ich nicht. Irgendem Abenteurer von der Sorte Wildschütz.“

Die Kinder taten so, als ob sie den Anschlag nicht bemerkten. Nur auf der Treppe wurde es ungewöhnlich schmutzig von kleinen Fußtapfen und im benachbarten Konsum überstieg die Nachfrage nach Pfefferkuchen derart das Angebot, daß vom Lager eine frische Sendung obengenannter Ware geschickt werden mußte.

Um sechs Uhr, als die meisten Eltern sich müde von Dienst, Schneegestöber und Mittagessen zum Ausruhen hingelegt hatten, huschten kleine Schatten treppwärts und begaben sich ganz augenscheinlich dahin, wo der Schatzel lag.

Nachdem Lala Mutter eine Stunde bei Lapin in der Reihe angestanden und festgestellt hatte, daß die Milch teurer geworden war und Quark überhaupt nicht zu haben war, legte sie sich auch auf die Chaiselongue zwischen eine Unmenge domnigend runder Kissen, teils groß wie ein Automobilrad, teils wie eine Teeuntertasse. Die Kinderfrau stritt in der Küche mit der Wäckerin, ob es einen Gott gäbe. Als plötzlich eine Tür aufschlug,



Deutschlands modernste Kirche

ist die neue St. Marienkirche in Mülheim an der Ruhr, deren Bau nach völlig neuzeitlichen und von den geltenden Kirchenstilen abweichenden Richtlinien erfolgte.



Für das Kapitol in Havanna

hat der italienische Bildhauer Angelo Zanelli im Auftrage der Republik Kuba Bronzestatuen von riesigen Abmessungen geschaffen.

Valas Mutter sprang auf und überzeugte sich, daß ihre Tochter Elena Jegorowna Antonowna verschwunden war.

Valas Mutter warf sich das erste Beste über und läutete Sturm an der gegenüberliegenden Eingangstür. Der Kanzleivorstand Selesnow, eine Wärmeflasche in der Hand, öffnete die Tür selbst.

„Meine Lala ist verschwunden und Ihr Jura wahrscheinlich auch“, sagte Valas Mutter. „Sie haben dort unter der Treppe eine Versammlung, professionelle Interessen, mit einem Wort: eine todsicke Angina.“

Der Kanzleivorstand Selesnow antwortete mürrisch: „Mein Jura ist auch nicht da. Sicher auch dort. Ich vermute sogar, daß er der Anstifter ist. Ich ziehe gleich den Mantel an.“

Sie gingen zusammen die Treppe hinunter. Zur gleichen Zeit trock der Fahrstuhl unter altersschwachen Stöhnen vom siebenten Stock abwärts. Als Jakob Mitrochin die Hinabgehenden bemerkte, hielt er an, schob mit einem Ruck den Riegel zurück und sagte trocken: „Bitt! Schön.“

Zu gleicher Zeit drängten sich unten im Zimmer, wo der Schaffel und der im Winterschlaf ruhende Schlauch für die Straßenprengung lagen, so viele Kinder zusammen, daß man nicht atmen konnte. Es roch nach Pfefferminz wie in der Apotheke.

Jura Selesnow stand auf einem alten Stuhl und war im Begriff, die Versammlung zu eröffnen. Zu ihm kam jeden Augenblick der stellvertretende Vorsitzende, Viktor, ein Zwölfs-jähriger, parteilos, um Verhaltensmaßregeln einzuholen.

„Jura, da ist vom Nachbarhof ein Mädchen mit einem Säugling gekommen, kann er ihr seine Stimme übertragen oder nicht?“

Der Säugling gab in diesem Augenblick selbst seine Stimme ab, und zwar so, daß alle fast taub wurden.

„Genossen“, bemühte sich Jura, ihn zu überschreien, „Genossen, ich bringe zur allgemeinen Kenntnis, daß nur derjenige seine Stimme abgeben kann, der allein gehen kann. Die übrigen müssen sich der Stimme enthalten. Die Stimmen dürfen nicht übertragen werden. Ich bitte die Redner, sich einzutragen. Wir haben nicht viel Zeit. Thema: Neuwahl der Eltern.“

Vala, bleich, mit glänzenden Augen, drängte sich durch und sagte leise:

„Bitte, mich auch einzuschreiben. Ich möchte mich äußern. Schreiben Sie: Vala vom fünften Stock.“

„Aber welche Frage, Genossin, gedenken Sie sich zu äußern?“

„Aber die Frage der warmen Unterhosen, die tragen, daß man sie nicht zu tragen braucht. Und noch über vieles andere.“ Jura klopfte mit einem Pfefferkuchen auf das Fensterbrett und begann:

„Genossen, ich will einige Worte sagen. Alle Leute — Metzger, Verkäufer, sogar die Stiefelpuher — haben ihren Verband, der sie vor Ausnutzung schützt, aber wir Kinder können so etwas nicht machen. Jedes von den Eltern, sei es Mutter oder Vater, besonders wenn er nierenkrank ist, macht sich über uns lustig, wie es ihm paßt. So kann es nicht weitergehen. Ich schlage vor, eine Reihe Forderungen aufzustellen und eine Parole auszuarbeiten, die der Zeit geziem. Wer ist für, wer dagegen, wer enthält sich der Stimme?“

„Hier ist Jakob Mitrochin eingeschrieben“, verkündete Viktor, über die Frage, daß es keine Ohrfeigen mehr geben sollte. Aber er ist nicht da.“

Jura runzelte ernst die Stirn und sagte: „Wohl beschäftigt. Er bleibt nicht umsonst weg. Das heißt, er hat etwas Wichtiges zu tun. Seine Vormeldung bleibt bestehen.“

Die Versammlung verlief stürmisch. Es gab viele und lauter sehr schmerzende Fragen, daß man unmöglich darüber schweigen konnte. Man sprach davon, daß es unbedingt nötig sei, die Stiefel in den Pfützen zu waschen und noch über verschiedenes andere.

Unterhalb Stunden hing der Fahrstuhl zwischen dem dritten und vierten Stock. Vergebens tobte Valas Mutter und klopfte an die Tür, vergebens kloppte der Kanzleivorstand an seine kranken Nieren, Jakob Mitrochin erwiderte auf alles, daß die Eingeweide des Fahrstuhls krank seien und daß er nichts machen könne: er hängt — und wird von selbst wieder losgehen.

Als Valas Mutter, halbtot vor Aufregung und angelegter Erwartung, endlich zu ihren runden Rissen zurückkehrte, erblickte sie Vala am Schreibtisch ihres Vaters sitzend. Mit einem dicken Bleistift malte sie mit großen Buchstaben auf einem großen Bogen die anscheinend auf der Versammlung angenommene Parole:

„Kinder, seid vorsichtig in der Wahl eurer Eltern!“

Valas Mutter wurde grün-gelb vor Entsetzen.

Am nächsten Tage bekam sie durch die Kinderfrau einen Brief. Sie wunderte sich, daß in einem schmutzigen Umschlag etwas Rundes lag. Sie machte den Brief auf. Darin lag eine große, schmutzige Fünftopfenmünze. Der Zettel lautete:

„Bürgerin, den Groschen für den List schide ich Ihnen zurück. Aus Gerechtheit. Ich habe Sie absichtlich so lange im Fahrstuhl gehalten, damit Ihre Tochter Vala sich über alle ihre Interessen äußern konnte.“

Für den Analphabeten Jakob Mitrochin

Jura Selesnow.“

Das fürstliche Geschenk

Von Erich Zuel.

Stirbt da irgendein Verwandter, erbt man einige Möbel, den Anteil eines Lotterieloses, die Verpflichtung einem alten Diensthofen gegenüber... dahingegen selten das begehrte Vermögen.

Ich erbe indessen einmal eine prachtvolle Krawattennadel, ursprünglich die Gabe eines ausländischen Fürsten. Die Nadel war also in meinen Besitz gekommen. Ich trug sie indessen selten, denn sie war zu auffallend, zu pompös. Ich trug mich des öfteren mit dem Gedanken, die Nadel zu entäußern, unterließ es aber, nicht etwa aus Pietät, sondern weil ich mir überlegte, daß ich, so lange ich Besitzer dieser Nadel war, stets über einen leicht realisierbaren Wert verfügte.

Während meines Aufenthaltes im Ausland kam sie mir eines Tages zufällig in die Hände. Gegen alle Gewohnheit befestigte ich sie in meiner Krawatte, wo ich sie sitzen ließ, als ich im Pensionat zu Tisch ging. Viele Blicke konzentrierten sich auf das Kleinod. Herr de Lenof, russischer Aristokrat, Erzelenz, Emigrant und Filmstatist schien besonders interessiert zu sein. Herr de Lenof war alt und abgetaktet, aber man merkte ihm immerhin seine Vergangenheit an. Seine Filmspezialität waren Grafen, Generale, Staatsmänner und ähnliche Beifiguren, die den lebenden Stars Relief verliehen. Bald spielte er den Lebemann in einer Loge, bald eine Audienz gewährende Hoheit, bald einen vornehmen, kopfschlagenden Greis.

Herr de Lenof war mit einem Wort für das „bessere“ Rollenfach geschaffen. Garderobe mußte er sich selbst halten, und es wurde ihm oft schwer genug, die Forderungen des Regisseurs zufriedenzustellen. Er teilte mir gerne seine Sorgen mit und machte mich in gewisser Weise zu seinem Vertrauten. Als er während der Mahlzeit meine Nadel eingehend betrachtete, nickte er mir anerkennend zu. Ich bemerkte, daß er geradezu verliebt in die große, prachtvolle Nadel war. Ich fühlte mich geschmeichelt, denn er war ja Kenner. Mehr als einmal hatte er mir beschrien, was er alles an Schmuckstücken bei seiner Flucht aus Rußland hinterlassen hatte. Herr de Lenof besaß keine wertvolle Nadel mehr. Die Perle, die er in seinem Schlips trug, hatte im Gegensatz zu ihm selbst, niemals bessere Tage gekannt. Als wir uns von Tisch erhoben, sagte Herr de Lenof mich unter. Das war so seine Gewohnheit, wenn er mir etwas erzählen wollte, und er erzählte gern von vergangenen Tagen in Rußland, von Festen, Reisen, Wettrennen und Jagden. Kurz und gut von jenem Rußland, das einmal war und Aristokraten und Erzelenzen hatte. Hiervon wollte er jetzt aber nicht sprechen, sondern von meiner Nadel. Er war begeistert und machte mir Komplimente. Schließlich kam er damit heraus, daß er sie gern leihen möchte — etwa sechs Tage. Welcher Effekt, welcher Eindruck — wie würde er dem Regisseur imponieren,

wenn er plötzlich die feudale Nadel trüge — welch ein Triumph. Er würde im Ansehen steigen, was sich natürlich in seiner Gage auswirken würde, denn er war gerade für die Rolle eines reichen Bankiers engagiert.

Natürlich ließ ich Herrn de Lenof meine Nadel. „Höchstens für eine Woche, allerhöchstens für eine Woche“, versicherte er.

Tags darauf reiste er ab. Der Film sollte in einem Schloß in der Provinz aufgenommen werden. Nach Verlauf einer Woche kehrte Herr de Lenof zurück und mit ihm die Nadel. Er war außerordentlich dankbar — die Nadel hatte den erwünschten Eindruck gemacht. Ich dachte damals nicht darüber nach, wie der Film hieß, noch kümmerte mich der Name des Unternehmers, der Herrn de Lenof beschäftigte.

Als ich schließlich das Pensionat verließ und fortreiste, begleitete er mich an den Zug. Ich erinnerte mich noch heute seines Gesichtsausdrucks, als er mir zuwinkte: „Adieu! Adieu!“ — warum sagte er wohl nicht „Auf Wiedersehen!“?

Lange Zeit danach wurde ich mir darüber klar, warum Herr de Lenof nicht „Auf Wiedersehen!“ gesagt hatte.

Schließlich kam der Tag, da ich meine Nadel wirklich entäußern wollte. Bargeld war mir lieber als der tote Wert. Ein bekannter Juwelier sollte das Kleinod taxieren: „Das Geschenk eines ausländischen Fürsten an einen Verwandten, für mich ein Erbstück, das ich jetzt verkaufen will“, erklärte ich.

Er reichte mir die Nadel zurück, zuckte mit der Schulter: „Völlig wertlos!“

Ich stutzte, glaubte erst an einen Scherz. Aber nein, der Juwelier blieb bei seiner Meinung. Wohin ich mich auch wandte, überall wurde mir der gleiche Bescheid.

Ein fürstliches Geschenk — völlig wertlos?

Plötzlich tauchte Herr de Lenof in meiner Erinnerung auf. Der Aristokrat, die Erzelenz, der Flüchtling und Filmstatist hatte meine Nadel eine Woche lang behalten, und es gibt Juweliers, welche Meister im Kopieren sind...

Nach einiger Zeit erhielt ich eine Einladung zu einem Ball mit Bazar. Gleichzeitig folgte eine Aufforderung, eine Gabe für die Tombola zu stiften. Ich kam der Aufforderung nach, sandte meine prachtvolle Nadel mit dem hübschen Etui, das mit roter Seide ausgeschlagen war und bemerkte dazu: „Ein fürstliches Geschenk.“

Ich wurde an jenem Abend von dem Festausschuß außerordentlich gefeiert und nahm ohne Gewissensbisse den Dank und Ruhm entgegen, denn die Tischdame, die man mir zugeteilt hatte, hatte falsche Zehen, gemalte Augenbrauen, kosmetisches Augenfeuer, falsche Zähne — und — der Wein, den man bot, war auch alles andere als echt...

(Deutsch von M. Henniger — Andersen.)

Der Schlangenring

Von Ludwig Waldau.

Wie gebannt blieb er stehen und starrte durch die Scheibe des Schaufensters: dort, gleich vorn, greifbar, nah, lag unter vielen anderen funkelnden Schmuckstücken sein Ring, sein Schlangenring! — Unter Tausenden hätte er ihn herausgefunden, ihn erkannt an der selbst am geschlungenen Schlangenhaut, in deren Kopf der kleine, sprühende Brillant lag. „Mein Ring!“ flüsterte er bebend vor sich hin und das Heute, das Gestern verflucht vor seinem inneren Blick.

Er sah sich wieder, zermürbt von Sorge und Leid, in dem kleinen, muffigen Zimmer stehen und dem schmierigen Goldschmied seinen Ring reichen; sah wieder das geringfügige Lächeln und hörte wieder das schamlos niedere Angebot; fühlte wieder die heiße Welle des Ingrimmes in sich hochsteigen und hörte sich wieder betteln um einen höheren Kaufpreis. Elfhundert lumpige Inflationsmark hatte er dann endlich für sein Kleinod erhalten, von dem sich trennen zu können er nie geglaubt hatte. — Und jetzt? — Jetzt sah er nach Jahren seinen Ring wieder! — „Gelegenheit“, stand dran: „85 Mark“. — Eine ungeheure Summe für ihn, den Arbeitslosen, Heruntergekommenen! — O, einmal nur wieder arbeiten, Geld verdienen, sich jattessen dürfen! Einmal wieder saubere Wäsche tragen können, einen richtigen Anzug, vielleicht auch wieder einen Ring — seinen Ring! Wie im Fieber stierte er auf die brillantenfunkelnde Schlange in dem Fenster. Dann ging es wie ein Ruck durch seinen ausgemergelten Körper: „Den Ring muß ich wiederhaben!“ Und schon stand er in dem eleganten Juwelierladen.

Gewohnheitsgemäß griff der alte, weißbärtige Geschäftsinhaber in die Tasche und reichte ihm ein Geldstück. Doch dumpf fiel es auf den weichen Läufer nieder. „Ich bin kein — Bettler! Ich — ich möchte den Schlangenring draußen im Fenster — kaufen.“ — „Ja, haben Sie denn Geld?“ — „Geld?“ — nein, momentan nicht. Aber ich verdiene wieder Geld — in kurzer Zeit — und ich bitte Sie: Legen Sie mir den Ring zurück! — nur kurze Zeit!“ — „Das kann ich nur bei entsprechender Anzahlung“, kam es kühl und geschäftsmäßig zurück. — „Aber das ist — das ist doch mein Ring! Mein Schlangenring!“ — Ich hab ihn vor Jahren verkauft — ich hab aber kein Glück ohne ihn; ich muß ihn wiederhaben!“ — Dem Juwelier wurde der Mensch

fast unheimlich. Jedenfalls war es hier wohl angebracht, nachzugeben. „Gut“, sagte er, „ich will Ihnen den Ring vierzehn Tage reservieren. Das ist das Äußerste, was ich tun kann.“ — „Dank, tausend Dank!“ stotterte der andere und dann ging er; langsam in taumelnder Freude.

Genau vierzehn Tage später stand der seltsame Käufer wieder in demselben Geschäft und fragte nach dem Inhaber. „Mein Vater ist krank“, sagte der junge Herr hinterm Laden: „was wünschen Sie denn?“ — „Ich bringe vierzig Mark Anzahlung auf den Schlangenring, den mir der alte Herr zurückgelegt hat“, und eine derbe Faust legte zwei Zwanzigmarkstücke auf die Glasplatte, „Schlangenring?“ — „Schlangenring?“ — „Schlangenring?“ — „Ja, der zu 85 Mark. Ja, bedaure, den habe ich gestern verkauft. Wollte mein Vater Ihnen den Ring reservieren?“ — Der Gefragte wurde weiß wie ein Tuch. „Verkauft?“ — „Ja, leider habe ich von der Abmachung keine Ahnung gehabt. Aber darf ich Ihnen vielleicht ein anderes schönes Stück dafür vorlegen? Wir haben ja so reiche Auswahl!“ — Nur ein Kopfschütteln; dann rafft der Mann seine vierzig Mark vom Tisch und geht. Geht mit müden, schweren Schritten.

Dann steht er draußen. — So, der Ring ist weg! Jetzt, wo er nach Jahren endlich Arbeit, Verdienst gefunden wie durch ein Wunder! Wo er die zehn Tage, die er nun wieder geschuftet, nur troden Brot gewirgt hat, nur um den Ring wieder kaufen zu können; den Ring, den ihm einst die gab, die ihm alles auf der Welt gewesen und die schon so lange unterm grünen Rasen schlummert. „Laß ihn nie von dir, den Ring. Er bringt Glück!“ hatte sie gesagt und ein Zauberkloßchen war ihr dabei um den weichen Mund gegangen. Und dann hatte die Not ihm den Ring doch entwunden. Und jetzt? — Jetzt hatte er den Ring wieder gefunden und — wieder verloren, ehe er wieder sein Eigen!

Tränen umflossen seinen Blick; er sieht nichts, er hört nichts. Umsonst dröhnt das Riesenauto sein Warnungssignal; torkelnd wie ein Trunkener schreitet er weiter über den Fahrdamm. Nur den Stoß merkt er noch, der ihn unter die Räder wirft.

„Direkt hineingelaufen!“ ärgert sich der Verkehrschauffmann, „Befolgen war er; weiter nicht!“ konstatierte kalt ein Passant. Dann schaffte man den Toten fort.



„Karl der Große zerstört die Irminsäule“

Eines der Wandgemälde im Goslarer Kaiserhaus von dem Historienmaler Professor Hermann Wislizenus, dessen Todestag sich am 25. April zum 30. Male jährt.

Rien ne va plus

Von John P. Herick.

Die Jazz spielte, spielte, spielte. Unaufhörlich und unent-
rinnbar hämmerte sich ihr Rhythmus in das Bewußtsein, fuhr
in die geschmeidigen sportgeübten Glieder der jungen Tänzer,
schmeichelte sich sehnsuchtsvoll in entzückend kleine Mädchen-
ohren, leuchtete erwartungsvoll aus den großen Augen schöner
Frauen, dröhnte, gellte, jauchzte, freischte, jubelte und erfüllte
auch den letzten Winkel mit Lärm, Unruhe, Tanz und Musik...
mit Negermusik.

Die weiße Kugel rollte, rollte, rollte. Das Klängen der
Goldmünzen, rascheln der Notenpäckchen, Rufen der Croupiers,
Murmeln der Spieler dämpfte die Klänge der Jazz aus dem
großen Saale zu betörend aufreizender Begleitung.

Eine schöne bleiche Frau stand auf der Terrasse und sah auf
das Meer. Weit hinter ihr lag Tanz, Musik, Glück und Spiel.
Unaufhörlich gleichmäßig kamen die Wellen von weither, schäum-
ten auf, prallten auf und zersprangen in tausend schillernde
Wassertropfen. Aber immer wieder kamen neue Wogen, tan-
zend, spielend kamen sie von weither gezogen, um zu sterben.

Zu sterben. Auch sie wird bald sterben. Irgendwo ver-
scharrt werden und niemand würde um sie weinen. Niemand,
nicht Mann, noch Kind. Nichts wird sich ändern, nur eine
kleine unbedeutende Welle wird an der Felswand zerschellen.
An der härtesten unerbittlichen Felswand... dem Leben. Da
horchte sie auf. Tief von unten, aus dem dunklen schlafenden
Garten kam eine leise zerquälte Stimme. Sang ein altes
Negerlied. Sie kannte es gut, ihre alte Amme hatte es ge-
sungen, und auch ihren Jungen hatte sie es einmal vorgesummt.
Wie entsetzlich lange das schon her war. Die Stimme sang und
sie summte leise, fast unhörbar mit.

„Wo ist meine Puppe?
Meine schöne weiße Puppe,
Wo ist sie?...
Ein böser Knabe hat sie mir zertrümmert...
Kann ich noch weiter leben?“

„Wo ist meine Mutter?
Meine liebe, gute Mutter,
Wo ist sie?...
Der böse Herr hat sie in die Fremde verkauft...
Kann ich noch weiter leben?“

„Wo ist mein Mann?
Mein schöner starker Mann,
Wo ist er?...
Eine böse Frau hat ihn mir genommen...
Kann ich noch weiter leben?“

„Wo ist mein Kind?
Mein liebes, liebes Kind?...
Wo ist es?...
Ein böser Gott hat es mir geraubt...
Ich kann nicht mehr weiter leben!“

Die Stimme brach ab. War das nicht ihr Lied, das Lied
ihres qualvollen Lebens? Ein böser Gott hatte ihr alles ge-
nommen. Alles, auch das Kind, ihr Kind. Sie hatte es nie
wieder gesehen, seit sie das Haus des gehetzten Mannes verlas-
sen. Vor zwanzig Jahren. Dann hatte sie das Leben gepakt
und mit ihr gespielt, wie der Sturm mit den Wellen, hatte sie
gestreichelt und geschlagen, und zuletzt zertrümmert, sterbend an
den Strand geworfen, ein Wrack. Und sie hatte noch solche
Sehnsucht, solchen Durst... aber es war wohl zu spät.

Zu spät. Es war nie zu spät. Sie war noch schön, das
wußte sie, ihre Wangen glühten, wer erkannte, daß es das
Fieber war? Einmal mußte sie noch das Leben fühlen, das
Leben... Liebe, Lust, Glück...

Und sie ging, die müde bleiche Frau, um in letzter Stunde
noch das Glück zu finden.

Im Tanzsaal. Noch immer gellte Jazzmusik und die Paare
flogen an ihr vorbei. Marionetten... Puppen... Harlekine,
dachte die schöne Frau. Die Musik war so laut, so entsetzlich
laut, wo doch alles stille sein sollte. Und so ging sie.

Im Spielsalon rollte die Kugel, rollte das Geld, rollte das
Glück. Die Gesichter der Spieler zogen an ihr vorbei. Der
fette Genießer, die kokette Dirne, der dekadente Lustling, die
Morphinistin, der fanatische Spielverderber, der kühle Croupier,
der kleine Bürger und sein ängstliches Weibchen, der weiße, ge-
zerrnigte, stets gewinnende Alte und... der blonde, stets ver-
lierende junge Mensch.

Er setzte auf Schwarz und verlor, setzte auf Rot und verlor,
setzte Zahl auf Zahl und verlor.

Sie trat hinter ihn, er sah auf und lachte sie an. „Jetzt
kommt das Glück!“

Und riß das Geld aus seiner Tasche, sie sah, es war sein
letztes Geld und setzte auf Rot. „Rot ist die Liebe, Madame!“

Sie wollte ihn warnen. Und er sah ihre bittenden Augen
und legte zögernd die Hände auf das Banknotenpäckchen, um es
zu nehmen.

„Rien ne va plus!“, schrie der Croupier.

„Rien ne va plus“, dachte die schöne Frau.

Und die Kugel rollte, rollte, rollte und Rot verlor...

Der Mann stand auf, leichenblau und ging mit schwankenden
Schritten, ohne ihr einen Blick zu gönnen. Ging durch die hel-
len Säle, durch dunkle Gärten. Menschen grüßten ihn und er
sah sie nicht. Sah nicht, wo er war, und sah nicht, wohin er
ging. Nicht, daß die Frau ihm folgte. Und ging wie im
Traume und erwachte, hart am Abgrund. Tief unten rauschte
das Meer und lockte. Doch neben ihm bot eine weiße Stimme,
bet ein roter Mund: „Komm!“

Und sie nahm seine kalte zitternde Hand und führte ihn
durch die dunklen, schwermütigen Gärten zu ihrem Hause.

Er ging, ohne zu wissen, wohin er ging, ohne zu fragen,
vertrauensvoll, wie das Kind an der Mutterhand, ging mit ihr
weil sie es wollte, küßte sie, weil sie es wollte, und blieb bei ihr,
die lange Nacht.

Wenn es nur kein Erwachen gäbe, keinen Morgen, wenn
alles, alles immer so liebe, dachte die Frau und ihre suchenden
Hände wollten den schlafenden Mann leise, ganz leise streicheln...

Der Mann war fort, grell grünte der Morgen durch die
Scheiben, sah das leere Bett, sah zerbrochene Schmuckkästchen
und gesprengte Kassetten und sah eine bleiche alte Frau
weinen.

Auch der Morgen verging und der Tag. Im Kasino spielte
die Jazz. Spielte, dröhnte, gellte, jauchzte, freischte, jubelte
und weinte, wie das Leben. Und die Marionetten tanzten,
Puppe und Harlekin rudeweise, wie es der Rhythmus wollte.

Am Strand stand eine alte Frau und sah hinaus auf das
Meer.

Im Spielsalon rollte die Kugel und rollte das Gold. Da
sahen die Spieler mit heißen Wangen und glühenden Augen,
spielten. Und ein junger, blonder Mensch gewann. Er setzte
auf Schwarz und gewann und setzte auf Rot und gewann, setzte
Zahl auf Zahl und gewann.

Eben warf er eine große Summe auf den Tisch und rief, das
solette Dirnchen neben sich umarmend: „Rot ist die Liebe!“

„Schenk mir das Geld!“, bat das Mädchen und gönnerhaft
nickte er. Doch die kleine Hand kam zu spät.

Der Mörder ohne Mord

Erzählung von Kurt Baeder-Bergius.

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag kam ins
34. Polizeirevier ein Mann mittleren Alters, der mit fallender
Zunge verlangte, vor einen Kriminalbeamten geführt zu werden,
dem er ein Geständnis ablegen wolle. Er war offenbar schwer
betrunken.

Dem diensttuenden Nachtmeister des Reviers gab der Be-
trunkene an, daß er einen Menschen erschossen habe. Da erst
horchte der schlaftrunkene Beamte auf und forderte von dem
Mann eine Schilderung des Tatvorganges, nachdem vorher die
Personalien festgestellt waren.

Der Mann hieß Hendrik Godebal, war verheiratet, wohnte
im Südwesten der Stadt und war Werkführer in einer bedeuten-
deren Maschinenfabrik. Seinen Bericht begann er folgender-

dann unter Tränen und faßungslos, daß sie ihrem Mann jemals
Anlaß zur Eifersucht gegeben habe. Aus ihren Aussagen ging
hervor, daß sie guten Einfluß auf ihn hatte. Vor seiner Ehe war
seine Liebe zum Alkohol beinahe zum Laster gediehen. In den
letzten Jahren war sein Trinken immer seltener geworden. Die
Ehe war durchaus glücklich und ohne die geringste materielle
Sorge, da die Frau eine tüchtige Wirtschaftlerin war und der
Mann anständig verdiente. Im Betrieb war er nach oben und
unten beliebt; Vorgesetzte und Unterstellte schätzten ihn als au-
rechten ehrlichen Menschen.

Die Rätselhaftigkeit des Falles wurde erst wieder offen-
bar als Godebal seine Aussagen von der Nacht in völlig nüch-
ternem Zustande wiederholte. Und zwar fast mit denselben
knappen Worten, mit denselben Liden, die den Fall verschlei-
erten, wobei er (dies Empfinden hatten alle!) von keiner Neben-
absicht geleitet wurde. Godebal wußte einfach nicht, in welcher
Straße der Mord begangen war, wo er die Waffe kaufte, wie der
Ermordete hieß. Er wußte auch nicht die Frage zu beantworten,
auf welche Erfahrungen sich seine Eifersucht stützte. Es war, als
sei im Gedächtnis Godebals der Faden dieser Geschichte mehrmals
abgerissen.

Seltener gestaltete sich auch die Gegenüberstellung von
Godebal und seiner Frau. Er spielte absolut nicht den in seiner
Gattennehe Beleidigten. Er zeigte sich ihr gegenüber rücksichts-
voll, vielleicht sogar schuldlos und voll rührender Sorge für
die Kinder. Als ihn die Frau beschwor, doch alles zu sagen,
damit seine Unschuld aufgeklärt werde, schien er erschüttert, end-
lich verzweifelt, als sei ihm jetzt erst die ungeheure Tragweite
seiner Tat zu Bewußtsein gekommen.

Als man gegen Mittag Godebal der Leiche des in der Nacht
Ermordeten gegenüberstellte, schauderte er entsetzt zurück, sagte
aber sofort ganz bestimmt: „Nein, das ist er nicht. Das ist er
auf keinen Fall!“ Und er beschrieb den von ihm Erschossenen mit
solcher Deutlichkeit, daß man von dem Toten hätte ein Bild
zeichnen können.

Man konnte vorerst nichts anderes tun, als nach den Er-
mordeten zu suchen und Godebal zur Beobachtung in eine Anstalt
zu überführen.

Am dritten Tage nach Godebals freiwilliger Selbstanzeige
sah das Rätsel eine ebenso merkwürdige wie gründliche Auf-
lösung.

Unmittelbar nach Bekanntgabe des Falles durch die Presse
meldeten sich schon zwei Leute bei der zuständigen Polizeistelle.
Sie gaben an, daß sie an dem Abend, an dem der Mord statt-
gefunden haben sollte, der Veranstaltung eines Hypnotiseurs in
einem kleinen Saale beigewohnt hätten. Der Hypnotiseur habe
genau den Fall, den sie aus den Zeitungen kannten, einem
seiner Medien suggeriert.

Der Schlüssel war gefunden.

Der Hypnotiseur wurde verhaftet, Fachleute zu Rate ge-
zogen. Godebal hatte der Vorführung beigewohnt und sich zum
Medium hergegeben. Der Experimentator hatte die Geschmad-
losigkeit begangen, den geschilderten Mord einzufügen, und zwar,
wie gründlicher und wissenschaftlicher Fachleute als der Hypno-
tiseur einer war, mit einer Kraft, daß Godebals Hypnose an
Somnambulismus grenzte. Er erwachte zwar daraus, aber der
suggerierte Fall wirkte posthypnotisch weiter. Und zwar mochte
das eingegaukelte Erlebnis wieder lebendig geworden sein, als
Godebal, noch erregt von der Veranstaltung, in einer Kneipe
ein gehöriges Quantum Alkohol zu sich genommen hatte. Er
trank sich dann weiter in den Mut hinein, um mit der ihm nach-
gerühmten Aufrichtigkeit sein Geständnis ablegen zu können.

Godebal wurde bald von seinem Wahn befreit und kehrte
zu seiner Familie zurück.



Frühling im deutschen Walde

Russische Restaurants

Von Felix Dassel.

In Berlin gibt's — schlecht gerechnet — an die fünfzig russische oder „deutschrussische“ Lokale.

Etliche davon — und das sind die elegantesten, teuersten — sind politisch absolut farblos, so daß man öfters im selben Raum den Fürsten und den G. P. U.-Mann beobachten kann: eine etwas schwül-pikante Angelegenheit, wenn man bedenkt, daß diese beiden Menschen sofort nach der Pistole greifen würden, wenn sie einander irgendwo in Rußland begegnen sollten; die zwanzig Millionen Quadratkilometer der Heimat sind zu eng für sie, die hier Rücken an Rücken denselben Wodka trinken, denselben heimatischen Klängen lauschen und ein höfliches „Bardon“ murmeln, wenn sie sich zufällig berühren...

Und dann gibt's Lokale — billigere und „echtere“ —, wo man ganz unter sich ist, wohin sich kein Bolschewik verirrt; er würde nicht bedient werden!

Hier kennt man sich gegenseitig, trifft sich beinahe täglich, erkundigt sich, was Fedor Iwanowitsch macht, warum Nina Wladimirovna schon seit drei Tagen nicht zu sehen ist, ob Petr Alexandrowitsch nun endlich die ersehnte Nachricht über das Schicksal seiner Frau von „dort“ (Rußland) erhalten hat...

Hier sitzt der ehemalige Manöveroffizier — jetzt ist er Chauffeur und sein Taxi steht draußen „außer Betrieb“ — neben dem kaufmännischen Fürsten, der jetzt einen vorzüglichen Wodka fabriziert; der frühere Kammerherr und Großgrundbesitzer (jetzt stopft er nebst Frau und Kindern, jahraus, jahrein, russische Zigaretten) wird am Nebentisch von seiner Nichte, die im Lokal als Kellnerin bedient, mit einem Teller Borschtsch — der vorzüglichsten russischen Rohlsuppe — bewirtet und schlürft voller Inbrunst den vom Fürsten spendierten Wodka...

Im einem größeren Tisch sitzen zwei Kellner, ein Kirchendiener, ein Komparse, ein Redakteur und ein weltbekannter Filmschauspieler: es ist der Verein ehemaliger aktiver Offiziere des Garderegiments, der heute tagt. Eben werden wichtige Fragen erörtert, Meinungsverschiedenheiten bleiben nicht aus: „... und ich sage dir, Wassja“ faucht der Kirchendiener die Filmgröße an, „daß du mir wie ein Holzbalken vorkommst, wenn du behauptest, daß Saweljew — Gott gebe ihm die ewige Ruhe — schon 1908 die dritte Schwadron bekommen hätte. Schäm' dich, Teurer, sprich so'n Makulatur hin, ohne zu überlegen. Was soll daraus werden, wenn man sogar die eigene Regimentsgeschichte vergißt... Ja, ja, ein Zeitschen, in dem wir leben...“

Vor dem Sakuska-(Zubij)-Büfett, an welchem eine brünette Schönheit mit schneeweiß gepudertem Näschen, schwerberingten Fingern und schwermütigem Augenaufschlag bedient, und eben die beliebte Kolybaba in Portionen zerlegt, stehen zwei Generale, puterrot und leise schwankend, die Wodkagläschen in den zitterigen Fingern: „Eins kann ich Ihnen sagen, Excellenz, wenn ich im neuen, kommenden Rußland gefragt werde — und man wird mich fragen — dann nehme ich bestimmt kein Blatt vor den Mund, für meine Uebersetzung stehe ich offen und ehrlich ein: Alle, aber auch alle Husarenregimenter müssen weiße Pferde haben... Sehen Sie, Excellenz, Tradition muß sein, Tradition ist das Wichtigste! Sie sehen ja, wie weit wir gekommen sind. Und weshalb, warum?! Doch nur, weil sie in den letzten Kriegsjahren, die heilige, ehrwürdige, vernachlässigt wurde! Das ist furchtbar, schrecklich!“

Zustimmend nickt das andere Trottelchen.

„Na, dann Prost, Excellenz!“

„Ihr teures Wohl, Excellenz...“

Chevaleresk, gravitätisch verbeugen sich die beiden vor dem weißen Näschen und genehmigen noch eins...

Bettaubender Warm: die acht Mann starke Balalaikakapelle spielt und singt einen heimatischen Reitermarsch. Stumpf, milde, teilnahmslos das Orchester. Gerührt, elektrisiert oder in Erinnerung verloren, die Gäste. Eine neue Wodkalage. Auch eine für die Balalaikas. Auch das Näschen trinkt ein Gläschen, läßt sich von den Excellenzen die Händchen küssen, giert sich, schielt nach der Filmgröße. Sicher heißt sie Sonja...

Als ich in der russischen Silbersternacht — die von den Emigranten wie früher am 13. Januar gefeiert wird — in sehr vorgerückter Stunde einen Blick in die Küche warf, bemerkte ich in einem Winkel ein Häufchen weißes Glend: der Koch! Er kauerte auf einem Schmel, stützte sein wodka-schweres Haupt in die beiden roten Schäufel und ließ die Tränen laufen.

Ich kannte ihn bereits, hatte mich öfters mit dem Original unterhalten. Früher, „dort“, war er einmal Koch eines bekannten Moskauer Klubs gewesen, war in deutsche Gefangenschaft geraten und hier hängengeblieben. Da er zwischenzeitlich auch die Bermond-Affäre im Baltikum mitgemacht hatte, war er „politisch kompromittiert“ und konnte nun nicht mehr zurück.

„Na, was haben Sie denn, Garwriil, woher der Kummer?“

„Sup... wünsche ein gutes, fröhliches... hu, hu... neues Jahr, Euer Hochwohlgeboren... Was ich habe...? Gehör' doch nicht hierher... Immer nur Borschtsch kochen und Pasteten backen... Ja, wenn's wenigstens zu Hause wär! Aber hier, bei den Deutschen, bei den Schlaumeiern mit ihrer Technik... Und diese Technik macht mich so traurig, so traurig...“

Und dann glänzten seine Augen plötzlich auf und seine Stimme sank zu vertraulichem Flüstern hinab:

„Wissen Sie, Euer Hochwohlgeboren, man sagte doch immer bei uns... dort... damals, zu Hause, daß der Deutsche so schlau ist, daß er sogar den Affen ausgedacht hat (geflügeltes

„Mistkäfer fliege, dein Vater ist im Kriege, deine Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt, Mistkäfer fliege!“

Bald wird dieser alte schnurrige Kinderreim von neuem ertönen und die dicken, schwerfälligen, braunen Gesellen werden wieder von den Zweigen plumpsen, zum Ergözen der Jugend, die sie mit frischem Laube in eine Zigarrentüte sperrt und so köstliche Spiele mit ihnen spielt, wie eben nur die Jugend spielen kann. Da gibt es allerlei Klassen von Mistkäfern: Könige und Müller und mancherlei andere, die ich eben nicht kenne, weil ich kein Junge mehr bin, und sie alle haben ihre Abzeichen und gelten mehr oder weniger nach ihnen. Man bekommt im Austausch für drei Müller sicher nur einen König. Und das ist ja auch ganz recht.

Bald werden auch die blauglänzenden Mistkäfer wieder über den Waldboden krabbeln, die, wenn sie auf den Rücken purzeln, so possierlich mit den Beinen strampeln und bei denen mir, sowie ich einen Mistkäfer sehe, immer der nicht gerade neue Witz einfällt, von dem Vater, der mit seinen Knaben Brombeeren suchen geht. Plötzlich fragt der Knabe: „Vater, haben Brombeeren eigentlich auch Beine?“ — „Nein, mein Junge“, sagt der Vater erstaunt. „Na, weißt du, dann habe ich eben einen Mistkäfer gegessen!“

Von Käfern im allgemeinen zu reden, ist ein ziemlich weites Gebiet, denn die Zahl der bekannten Käferarten wird auf 300 000 geschätzt. In Deutschland ist als der edelste der Käfer der Hirschkäfer oder Feuerschröter anzusehen, der, wenigstens bei den Männchen, sofort an seinem stolzen Geweih zu erkennen ist. Bei den Weibchen sind an Stelle des Geweihs kurze, kräftige Beißzangen am Kopf zu bemerken, denn das sogenannte Geweih des Käfers ist nichts als ein ungewöhnlich stark entwickelter Vorderkiefer. Der Hirschkäfer, der bis 5 Zentimeter lang wird, nährt sich ausschließlich von Pflanzensäften; seine riesenhaften Beißzangen dienen also nicht der Nahrungsaufnahme, sondern lediglich der Verteidigung und dem Angriff.

Das Interessanteste an dieser Käfergattung sind die Kampfspiele, die die Männchen untereinander ausfechten. Sie verlaufen allerdings meist unblutig.

„Ich will meine Erfindung aber nicht verkaufen“, erklärte Dr. Castile zum dritten Male.

Direktor Saylor zuckte die Achseln. „Dann sind Sie ein Narr, lieber Doktor. Sie finden kein anderes Werk, das die Mittel und Einrichtungen besitzt, Ihr Präparat herzustellen, als die Fabriken, die zu unserem Truist gehören. Ihr Heilmittel bleibt ewig ein Weichchen im Verborgenen.“

„Es soll der ganzen Menschheit zugute kommen“, beharrte Castile.

„Zum Teufel, das kann es ja trotzdem!“ Saylor wurde ungeduldig. „Meinetwegen hungern Sie; verzichten Sie auf jede Abfindung! Aber bilden Sie sich nur nicht etwa ein, daß unsere Aktionäre gestatten werden, Geld für eine Sache auszugeben, die so wie keine dazu geeignet ist, als das größte Geschäft zu starten, das jemals in unserem Industriezweig getätigt worden ist!“

Kaum war er hinausgegangen, als Saylor nach seinem Privatsekretär klingelte. Im nächsten Augenblick trübte Mr. Brednok herein, klein und fett und rund wie ein Fußball, ein gutmütiges Vollmondgesicht, aber mit den Augen eines Mädators.

„Brednok, Sie kennen die Statistiken aus der Denkschrift dieses Idioten Castile?“

„Beinahe auswendig, Mr. Saylor.“

„Glauben Sie an den Mann?“

„Wie ans Evangelium.“

„Na, na, das heißt also von Ihnen aus: nicht für 1 Pfennig?“

„Nein, Mr. Saylor, so nicht! Die Sache ist echt, wascheit. Das Mittel ist so gut wie unfehlbar. Es sind noch keine anderthalb Prozent Mißerfolge bei den schlimmsten Krankheitsfällen. Die Weltweit steht Kopf. Es wäre ein Millionengeschäft.“

„Woraus besteht denn das Mittel?“

„Nicht herauszubringen. Wir haben den Inhalt der in unserem Auftrage entwendeten Gläschen von den größten Korpsphären nachprüfen lassen. Aber mit den bisher bekannten Methoden ist es unmöglich, hinter die Zusammensetzung zu kommen.“

„Brednok, wir müssen das Originalrezept haben!“

„Well, Mr. Saylor! Wir werden uns an Cardigans Detektivinstitut wenden. Ehemaliger Oberst der Bundestruppen. Schreck vor nichts zurück. Kommandiert die smartesten Banditen zwischen Newyork und Frisco, Schurken in bester Form.“

Seltsames von Käfern

Wort in Rußland), um die anderen Menschen damit zu verhöhnern und an der Nase herumzuführen, nicht wahr?! Nun, jetzt revanchieren wir uns eben, hi, hi — wir haben die russischen Restaurants ausgedacht, die Balalaikas, den Wodka und Sakuska! Das sollen sie, die Schläuen, die Techniker, mal ordentlich kennenlernen, dann wird ihnen die Klugheit schon vergehen: Dann werden sie dieselben Dummheiten machen wie wir...“

Der Hirschkäfer findet sich besonders in Eichenwäldern und zwar hauptsächlich im Juni; um diese Zeit findet auch das sogenannte „Schwärmen“ der Hirschkäfer statt, das gleichbedeutend ist mit den Hochzeitsfeierlichkeiten. Der Hirschkäfer ist ein sehr liebeswürdiger Greier; man hat einmal bei einem Versuch beobachtet, daß sich zu einem angebundenen Weibchen nicht weniger als 75 Männchen in anderthalb Nachmittunden einfanden. Prinzessin Hirschkäfer hatte also wirklich die Wahl. Die Paarung findet des Nachts statt, und die Weibchen legen ihre mehr als 2 Millimeter langen Eier meist in das faulende Holz alter Eichenbäume. Die ausschließlichen Larven, die sich von dem faulen Eichenholz nähren, wachsen unendlich langsam; erst im fünften Jahre sind sie etwa 10 Millimeter lang und vielleicht fingerdick... Im Altertum hat man diese Hirschkäferlarven als besondere Delikatesse betrachtet, denn Plinius erzählt, daß man diese großen Holzwürmer mit Mehl gemästet habe, um sie recht fett zu machen. Auch Hieronymus berichtet: „Im Pontus und in Phrygien gewöhnen dicke, fette Würmer, die weiß, mit schwärzlichem Kopfe ausgestattet sind und sich im faulen Holze erzeugen, bedeutende Einkünfte und gelten für eine sehr leckere Speise.“

Nachdem die Larve fünf Jahre alt geworden ist, denkt sie daran, die Rinderschuhe auszuziehen und sich zu verpuppen. Sie baut zu diesem Zweck ein faustgroßes, festes Gehäuse aus faulen Holzspanen, das sie imwendig glättet. Dieses Gehäuse bezieht sie und verpuppt sich, wozu sie etwa drei Monate braucht. Dann schlüpft aus der Puppe der Käfer, der zunächst auch noch in seiner Wiege bleibt und erst Ende Juni zum Vorschein kommt. Sechs Jahre hat er gebraucht, um sich aus dem Ei zu entwickeln, — um nun vier Wochen als Käfer zu leben und dann einzugehen. Ameisen und Vögel fressen die Leiber der toten Hirschkäfer aus, so daß man nur die harten Schalenreste im Eichenwalde findet. — Es ist bei dem Hirschkäfer wie oft im Käferdasein: die Zeit der Vorbereitung ist eine unendlich lange. Ziehen wir einmal einen Vergleich zum Menschenleben hinüber. Der Mensch, der im Durchschnitt 940 Monate lebt, würde in dem gleichen Verhältnis demnach eines Embryonalzustandes von 60 480 Monaten bedürfen, das sind 5040 Jahre. Fünftausend- und vierzig Jahre Embryo, um 70 Jahre als Mensch zu leben!

Das Heilmittel

„Einverstanden, Brednok. Veranlassen Sie das Nötige!“

Brednok wandte sich zum Gehen. „Und der Doktor, Mr. Saylor?“

„Wenn er nicht zu Hause ist bei dem — Besuch, dann laßt ihn laufen! Ist er da und widersteht er sich...“

„Well, man wird in diesem Falle seine Wertpapiere mitgehen lassen. Dann waren es eben ganz gewöhnliche Einbrecher, die ihn niederknallten.“

„Wann kann ich das Rezept haben?“

„Morgens, Mr. Saylor. Morgens früh, denke ich.“

„Altricht, Brednok. Wenn alles klappt, werden Sie nächste Woche in der Lage sein, die Reifepacht zu kaufen, nach der Ihr Fettpetz zappelt.“

Zwei Tage später steht Doktor Castile erregt vor Saylor, der mit freudlichem Gesicht seinen Bleistift spitzt. „Niemand als Sie konnte ein Interesse daran haben, das Rezept an sich zu bringen, Mr. Saylor. Mein Diener, den die Halsunken fesselten, erkannte den Oberst Cardigan an der Stimme. Jede Waise weiß, daß dieses Subjekt für Sie tätig ist.“

„Beruhigen Sie sich, lieber Doktor! Der Jertum...“

„Ich will nichts mehr hören, Mr. Saylor. Hier ist mein Ultimatum; entweder Sie verpflichten sich sofort schriftlich und in Gegenwart eines Zeugen, das Präparat mit nur 10 Prozent Nutzen auf den Markt zu bringen, oder heute Abend schreien die Zeitungsjungen vom „Newyork Herald“ die Schande des Mr. Saylor und des „Chemical Truist“ in allen Straßen aus. Ich selbst will keinen Cent haben. Ich bin kein Gauner.“

Mr. Saylor stand ruhig auf. „Einen Augenblick, bitte!“

In Mr. Brednoks Zimmer wurden ein paar hastige Worte gewechselt. Mr. Brednok schloß seinen Wandschrank auf und entnahm ihm so etwas wie eine kleine Konfervenbüchse. Nach zwei Minuten kamen beide in Saylor's Zimmer zurück. Sie waren beide weiß wie Bettlaken. Aber Mr. Saylor unterschrieb. Brednok selbst brachte den Doktor nach dem Privatlist des Mr. Saylor.

In der Abendausgabe des „Newyork Herald“ stand zu lesen: „Heute Mittag ereignete sich ein entsetzlicher Unglücksfall im Hause des „Chemical Truist“. Ein Bombenschlag, der offenbar dem verdienstvollen Präsidenten des Truists, Mr. Saylor, galt, tötete im Privatlist Mr. Saylor's den bekannten Erfinder des Krebsheilmittels, Doktor Castile, nachdem dieser gerade sein Präparat an den Truist verkauft hatte. Mr. Saylor, dessen Wohltätigkeit bekannt ist, hat der Witwe und den Waisen des gestötenen Jahrsühlführers sofort tausend Dollar überreichen lassen. In dankbarer Erinnerung an Dr. Castile, der keine Erben hinterläßt, wird der „Chemical Truist“ für das mit ihm vereinbarte Honorar von fünf Millionen Dollar ein Krebsforschungsinstitut errichten. Da der Anschlag auf den Jahrsühlführer, der mit seinen Inassen vollständig zerstört wurde, offenbar auf das Arbeiterindikat zurückzuführen ist, sind sofort mehrere Gewerkschaftsführer verhaftet worden.“

Die Verleihung des Ehrendokortitels der Universität Trottletown für die Stiftung des Krebsforschungsinstituts feierte Mr. Saylor auf Mr. Brednoks luxuriöser Yacht. Trug der Trodenlegung der U. S. A. mit Seft.

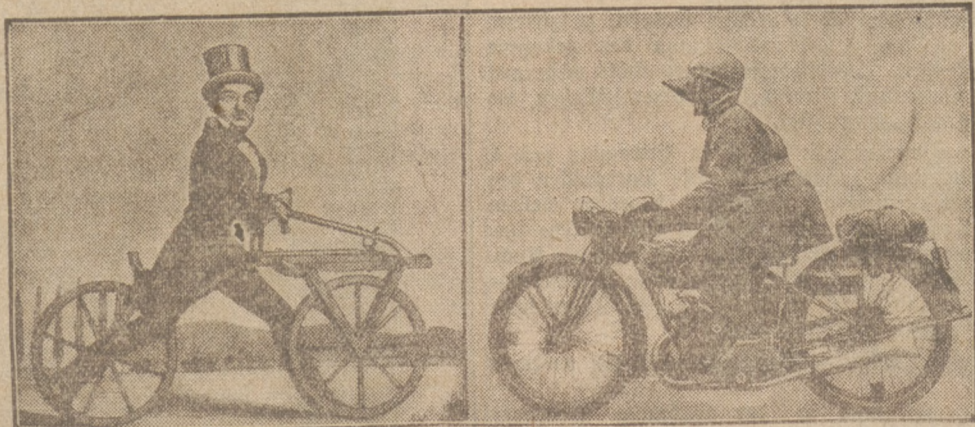
„Prost, Herr Doktor!“

„Danke, Brednok. Was machen übrigens unsere Freunde von der Gewerkschaft?“

„Sie sind gut aufgehoben, Mr. Saylor. Zwei sind im Gefängnis zufällig die Treppe hinuntergefallen und haben sich dabei das Genick gebrochen.“

„Und die andern neun?“

„Ich werde vor der Gerichtsverhandlung den Richtern ein Briefchen auf der Post geben. Das Uebrige, Mr. Saylor, stelle ich vertrauensvoll Ihrem Bankkonto anheim...“



Einmal und jetzt

Die Urform des Fahrrades, die 1817 von dem badiischen Forstmeister Freiherrn von Drais erfundene Draisine und — ein heutiger Motorradfahrer.

Siemianowik

Was geht auf Richterschächte vor?

Der am Montag auf Richterschacht verunglückte Säuer Marcoll, ist inzwischen verstorben. Und wieder ereignete sich am Donnerstag mittag 1 Uhr auf derselben Anlage ein Unglück, das fürchterliche Folgen hätte haben können. Auf Schacht I, der tödliche Unfall war auf Schacht II, löste sich während der Förderung eine Schachtleitung vom Träger. Die herabgehende Förderseile hängte mit 8 beladenen Wagen auf das Hindernis, brach die Leitung und blieb im Schachte stecken. Die Förderung wurde sofort unterbrochen. Eine halbe Stunde später war Beginn der Personenabfuhr. Der Belegschaft bemächtigt sich infolge der dauernden Betriebsunsicherheit, erklärlicherweise eine große Erregung. Wir verweisen bereits in einem besonderen Artikel auf die Zustände auf dieser Anlage. Wann wird Abhilfe geschaffen?

Richterschacht II, Richterschacht I und umgekehrt.

Nachdem auf Richterschacht II diese Woche ein Mann tödlich verunglückte, blieb infolge Leitungsbruch am Donnerstag im Schacht I die Seile stecken. Da die Anlage aber ganz besonders von Pech verfolgt zu werden scheint, ist am Freitag früh wieder ein Betriebsunfall vorgekommen, diesmal auf Richterschacht II, der nur durch die Geistesgegenwart des Schachtschlägers ein größeres Unglück verhütete. Beim Niedergehen der Förderseile fiel die 1½ Zentner schwere Schachtsicherheitsklappe auf der Rasthänge zu und schloß den einen Fördertrichter zur Hälfte ab. Der Anschläger bemerkte den Vorgang und gab das Haltesignal, wonach das Hindernis beseitigt wurde. Die scheinbar nicht befestigte Schachtleitung ist infolge der Erschütterung bei der Förderung von selbst zugefallen. Bei aufsteigender Förderseile hätte das größte Unglück, sogar ein Seilbruch, entstehen können, wenn die mit voller Wucht heraufschnellende Förderseile gegen die schwere Klappe geschleudert worden wäre.

Die Betriebsunsicherheit auf dieser Anlage spottet jeder Beschreibung. Eine Reparatur, die unbedingt notwendig und eilig ist, kann erst ausgeführt werden, wenn den Bestellschreiben zunächst der Meister, dann der Maschineninspektor und zuletzt der Direktor unterzeichnet. Bis dieser bürokratische Geschäftsgang sich abwickelt und der Meister die Reparatur durchführt, vergeht eine derartige Spanne Zeit, daß bis dahin die größten Unfälle passieren können. Bei den Förderseilen z. B. sind die gelochten Schußbleche derartig verrostet, daß sie mit dem Ellenbogen durchgestoßen werden können.

Es läßt sich eben ein Betrieb schwer vom grünen Tisch regieren.

Apothekendienst. Apothekendienst am Sonntag, den 28. April, hat die Berg- und Hüttenapotheke in Vaurhütte.

Ein Auto-Kirchhof. Die Ex-Autoreparaturfirma Wigan hat sich mitten im Weichbild des Dorfes auf Kosten der Gemeinde einen Altsteinfriedhof zugelegt. An der Unterführung nach dem Hüttenteich liegen seit vorigem Jahr drei demontierte Lastautos und versperrten den Durchgang. Dieser Tage ging ein Arbeiter in etwas angefeuchtem Zustande nach Hause, stolperte über ein im Wege liegendes Rad und wurde von seinem nachfolgenden Kameraden geschunden aufgefunden. Da die Firma Wigan ihre Tätigkeit nach Katowitz verlegt, ist es nicht einzusehen, warum sie ihre alten Klamotten nicht auch mitgenommen hat. So ein Automobil ist ein ganz nützliches Gefährt, wenn es sich in Bewegung befindet, aber noch lange nicht ein Verschönerungsobjekt, wenn es monatelang mitten im Verkehr ruht.

Wenn die Musik spielt. Im Piszezyński Restaurant in Siemianowik unternehmen einige Gäste scherzhaft einen Ringkampf. Bei dieser Gelegenheit stürzte Malermeister B. von der Höhenzollernstraße unglücklich und zog sich einen Knöchelbruch am rechten Bein zu. Er wurde durch das Sanitätsauto nach Haus gebracht.

Von einem bissigen Hund angefallen. Die Verkäuferin Jyl. C. aus Siemianowik hatte in einer Löffelfabrik in Königshütte für ihre Firma eine Bestellung auszurichten. Im Hofe wurde das Fräulein von einem bissigen Hund angefallen, der ihr in die Waden biß. Jyl. C. mußte in ärztliche Behandlung geschickt werden.

Mysłowik

Strassenbau in Schoppinik. Die Erweiterungsarbeiten an der ul. 3-go Maja sind so weit vorgeschritten, daß in nächster Woche mit der Entfernung des bisherigen Bürgersteiges begonnen werden. Gestern sind dort Zementplatten angefahren worden, mit denen der neue Bürgersteig ausgelegt wird. Es sind ähnliche Platten, wie sie vor dem Rathause in Schoppinik zur Herstellung des dortigen Bürgersteiges verwendet wurden. Die Gesamtarbeiten dürften Ende Mai beendet sein. Nach Fertigstellung dieser Straße wird an die Reparatur der ul. Warszawska und Ede ul. Siemianowicza geschritten werden. Mit Beginn der wärmeren Tage wird die Bepflanzung der ul. Krakowska mit Bäumen in Angriff genommen.

Republik Polen

Wizet und Wazet.

Wir lesen in der Bromberger „Volkszeitung“:

Wizet: Du, was hältst du, alte Klugheißa — pschepraham, wenn ist dir wieder im Tone Josefens anrede — von de neue Regierung? Wirds nu besa werd'n?

Wazet: Ich floobe, daß wa von de viele Klumriererei nu alle de Nase endlich voll ham. Das is' nu das neunzehnte Kabinett, das uns bedockt, bloß wa werd'n inma magera statt fetta. Mir ham se festan, weil ich zehn Sloten für irgend eene von de viel'n Steuern nich flüssig hatte und weil se mir de Hofe doch nich vom Tuches runtzieh'n könn'n, meen'n kleen'n Piepmak beschlagmahmt.

Wizet: Aba, fui, Wazet; das is' denn doch'n bißchen zu ordinää! Du kammst da ruhich jebildeta ausdrick'n!

Wazet: Was willst du denn? Das is' Taffache. Se ham ma wirklich meen'n kleen'n Piepmak, den Komarjenvogel, beschlagmahmt.

Wizet: Ach, so!

Wazet: Ja, da Kopp wi'd een'm schon ganz dusselich von de viel'n Steuern. Wenn de morghens aufwachst, muß man inma gleich dran dent'n, ob nich schon wieder eene neue Rate fällig is'. Ich floobe, daß een'm de neu'n Herr'n Ministä dabei och nich behilflich sein werd'n, daß man endlich mal 'n bißchen Luft kriecht.

Wizet: Ja, besondas, wo jeh' noch mehr Offiziesoldat'n Ministä jeward'n sind. Ich wazet ja nicht viel von de Politik, aba daß een Obaß, der von de Finanz'n keene Ahnung hat, ausgerechnet Finanzministä werd'n muß, das leucht't ma doch nich in d'n Schädel.

Billigste Einkaufsquelle von Herren-, Damen- und Kinderkonfektion

Ratenzahlung! Ratenzahlung!

A. MERIN
KATOWICE
ul. Zamkowa Nr. 1 rog Rynek

Beiers Mode-Führer

mit Schnittbogen
der 20 der wichtigsten Schnitte enthält

Wieder 2 Bände

Band I Damenkleidung
Band II Jungmädchen- und Kinderkleidung

Überall zu haben, sonst antw. Nachnahme vom Verlag
Otto Beier, Leipzig 2

Wazet: Mir och nich! Aba, da steht man wieder mal, wie dammlich unsa eena frieha gewes'n is', daß man vom Kommiß abgehau'n is'. Ne, bleib'n hätte man soll'n. Vielleicht wär ich heute och schon Obaß und Ministä.

Geschäftliches

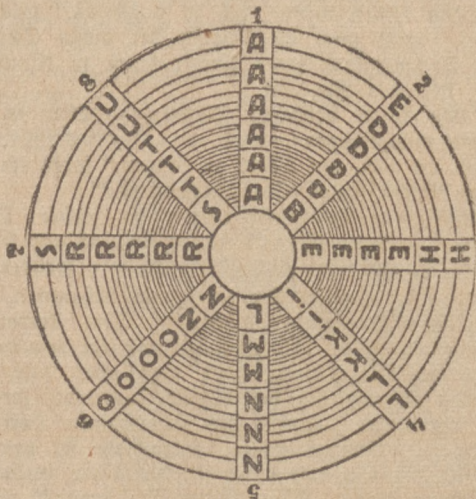
Wieviel Eimer Wasser enthält Ihr Waschkessel?

Das ist eine Frage, auf die nicht immer gleich die richtige Antwort gegeben werden kann. Die Hausfrau hat es wohl „im Gefühl“, wieviel Wasser sie nehmen muß und bemißt danach — meist auch nach Gutdünken — die Menge Persil. — Wenn man aber bedenkt, wie außerordentlich wichtig es für ein wirtschaftliches Waschen ist, die Waschlauge in der richtigen Zusammenstellung zu bereiten, dann sollte sich jede Hausfrau einmal die kleine Mühe machen, den Wassergehalt ihres Waschkessels zu ermitteln. Man füllt hierzu den Kessel eimerweise gut halb voll und hat dann ein für allemal die denkbar leichteste Einteilung. Auf je 3 Eimer Wasser kommt ein Paket Persil. Ein Waschkessel also, der — gut zur Hälfte gefüllt — 6 normalgroße Eimer Wasser enthält, erfordert bei Bereitung der Lauge 2 Pakete Persil.

Magenstörungen, Magenbrud, Verstopfung, Darmfäulnis, schlechte Verdauung, Kopfschmerz, Zungenbelag, blaße Gesichtsfarbe werden durch den Gebrauch des natürlichen „Franz-Josef“-Bitterwassers, ein Glas voll abends kurz vor dem Schlafengehen eingenommen. Spezialärzte für Verdauungsstörungen erklären, daß das „Franz-Josef“-Wasser als ein sehr zweckdienliches Hausmittel warm zu empfehlen sei. — Zu haben in Apotheken und Drogerien.

Rätsel-Ede

Sonnenrätsel



Die Buchstaben in den Strahlen sind so zu ordnen, daß sich folgende Worte ergeben:

1. griechische Göttin, 2. europäische Hauptstadt, 3. griechischer Gott, 4. Figur aus der griechischen Sage, 5. römischer Gott, 6. germanischer Gott, 7. Figur aus der deutschen Sage, 8. griechisches Land.

Die Buchstaben des Kreises ergeben den Namen eines maurischen Königspalastes.

Beuchstärke

E. WITACKO

Wo wohnt der Herr? (Ort in Polnisch-Oberschlesien.)

Persil

Was möchten Sie lieber?

Billig oder teuer waschen?

Wenn Sie Persil in richtiger Menge nehmen, kalt auflösen und die Wäsche nur einmal kurz kochen lassen, haben Sie den besten Wascherfolg und sparen Arbeit, Zeit und Geld. Persil ist ja so ergiebig! 1 Paket Persil reicht für 2½ bis 3 Eimer Wasser.

Persil bleibt Persil

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — a — a — ar — be — bend — bin — chris — den — den — e — e — en — eid — ein — fisch — gel — gum — jew — ko — ko — kom — la — la — lau — laus — le — lei — li — mas — men — na — na — nau — ne — ne — nen — nen — neis — ni — ni — ni — pe — ra — re — rie — se — son — su — schaft — ta — te — ten — ten — ter — to — to — to — ti — tin — trop — ur

Sind 23 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen, einen Spruch bezeichnen. (h = ein Buchstabe.) 1. Kampfplatz, 2. krankhafter Zustand, 3. deutscher Dichter, 4. Fladland, 5. männlicher Vorname, 6. Musikinstrument, 7. Verdienst, 8. weiblicher Vorname, 9. rennttechnischer Ausdruck, 10. Gelöbnis, 11. Stadt in Deutschland (Schlesien), 12. Türverschluss, 13. Segelschiff, 14. Stadt in Norwegen, 15. Gebäudeteil, 16. Stadt in Ostpreußen, 17. Muse, 18. findet man auf jedem Gutshofe, 19. westeuropäisches Gebirge, 20. Stadt in Südrussland, 21. europäischer Staat, 22. Wochentag, 23. Fisch.

Auflösung des Silbenrätsels

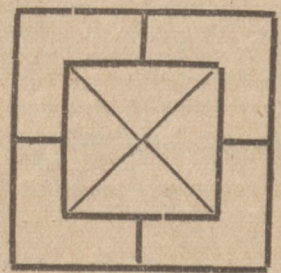
Im Sturm erkennen wir den Reiz der Ruhe.

1. Jübe, 2. Mostisch, 3. Spandau, 4. Tänzer, 5. Uhr, 6. Kefame, 7. Mailand, 8. Evidenz, 9. Rimini, 10. Käste, 11. Eier, 12. Nikotin, 13. Niere, 14. Eiland, 15. Notar, 16. Weberei.

Auflösung der Beuchstärke

Maschinenbauer.

Auflösung der Konstruktionsaufgabe



Auflösung des Silben-Kreuzworträtsels



Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Nizicki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Grote Presse“ Sp. z ogr. oop., Katowice; Druck: „Vita“, naklad drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Die Männer der Ruth Miller

Ein geheimnisvoller Mord. — Nach zwei Jahren aufgeklärt.

Mister Miller, ein wohlhabender Gutsbesitzer in Illinois, lebte die ersten fünf Jahre seiner Ehe mit Ruth Miller sehr glücklich und zufrieden auf seinem hübschen kleinen Gut. Sie gingen ihren täglichen Beschäftigungen nach und amüsierten sich im übrigen so gut, wie es auf dem Lande möglich war. Cecil Miller war der zufriedenste Mensch auf der Welt; nur der Gedanke, kein Kind zu haben, konnte sein Glück hier und da für eine kurze Weile trüben. Mit Ruth wurde das langsam anders. Sie langweilte sich mit der Zeit fürchterlich und war sich einig, daß irgend etwas geschehen mußte. Sie kam auf die absurde Idee, nach Decatur, der nächstliegenden Stadt, zu fahren und dort

eine Stellung in einem eleganten Restaurant anzunehmen, ohne daß ihr Mann sie an der Ausführung dieses unerfreulichen Vorhabens hindern konnte.

Es kam, wie es kommen mußte. Die sehr hübsche, junge Frau zog die Augen der Männer auf sich, und bald wußte Mister Miller, daß seine Frau einen Geliebten hatte, den reichen Fabrikanten Ithul Edgar, der sich von da an nicht mehr um seine Frau, sondern nur noch um Ruth Miller kümmerte. Die beiden machten Autoausflüge zusammen, sie besuchten zusammen das Theater; Ruth wurde mit Geschenken überhäuft und führte das abwechslungsreiche Leben, das sie sich immer gewünscht und das sie an Cecil Millers Seite so sehr vermist hatte. Die Freude dauerte so lange, bis Ruth wußte, daß sie ein Kind bekommen würde; das Kind eines Mannes, der einer anderen Frau gehörte und der sie nicht heiraten konnte. In ihrer Not wandte sie sich an ihren Mann und flehte ihn an, sie wieder bei sich aufzunehmen und der Vater dieses Kindes zu werden, dessen Leben sonst zerstört war, ehe es geboren wurde. Cecil Miller, der

seine Frau nicht weniger liebt als früher, entschloß sich dazu, Ruth wieder zurückzuholen und ihr und dem Kinde eine Heimat zu geben.

Das alles wäre gut gewesen, wenn nicht Ithul Edgar schurkisch genug gewesen wäre, sich Ruth wieder zu nähern und sie vor neuem in seinen Bann zu ziehen. Es half Cecil Miller nichts, daß er seine Frau beschwor, von diesem Mann zu lassen, der ihr nichts Gutes gab und der sie in der Not verlassen hatte. Ruth wußte zu gut, daß sie Edgars Willen keinen Widerstand entgegenzusetzen hatte, und daß sie ihn, solange er bei ihr war, hilflos ausgeliefert sei. Von da ab stand es bei Cecil Miller fest, daß Ithul Edgar aus dem Wege geräumt werden mußte, auf welche Weise es auch geschähe. Ruth wußte, daß ihr Mann irgend etwas Schreckliches plante, das ihren Geliebten treffen würde; aber — das war seltsam — sie tat nichts, um Edgar zu warnen oder Cecil von seiner Tat zurückzuhalten. Sie ging im Gegenteil auf den Plan ein, den ihr Mann ihr eines Tages auseinandersetzte: Man solle im Wagen des Liebhabers, den Ruth selbst zu steuern pflegte,

eine Autotour unternehmen.

Cecil würde sich unter dem Rücksitz des Wagens verstecken und zu gegebener Zeit von da aus einen Schuß auf Ithul Edgar abgeben, der ihm für lange Zeit einen Decktettel geben und ihn für die Zukunft abhalten sollte, verheirateten Frauen nachzustellen.

Ruth hat ihren Geliebten, mit ihr eine kleine Autotour zu unternehmen, und Edgar, der sehr verliebt in seine Freundin war, sagte freudig zu. Ruth holte Edgars Wagen aus der Garage, Cecil Miller kroch in sein Versteck. Man holte Edgar ab, und dieser setzte sich neben Ethel, die den Wagen steuerte. Während der Fahrt wurde Edgar immer verliebter, Ruth immer unruhiger, und sie wäre froh gewesen, wenn sie diese furchtbare Fahrt hinter sich gehabt hätte. Sie, die sonst sicher und unbewegt fuhr, verlor heute fast die Herrschaft über den Wagen, und als Edgar eine Bewegung machte, sie zu küssen, hätte sie bald das Steuerrad fahren lassen, und es hätte eine Katastrophe gegeben, wenn Edgar nicht das Rad ersatz und den Wagen zum Stehen gebracht hätte. Ruth war halb bejammert vor Angst, und in ihrer Nervosität begann sie von ihrem Manne zu



Jedoch nur

Marke <PEPEGE>

Sport ?
Tennis ?
u. Spazier-
schuhe ?



ACHTET AUF DIE
FABRIKMARKE



MARKA FABR.

sprechen. Edgar machte einige verächtliche Bemerkungen über Cecil, und in diesem Augenblick trachte von rückwärts ein Schuß, der Ithul Edgar so unglücklich traf,

daß er sofort tot zusammenfiel.

Die Eheleute verchartrten die Leiche auf dem nächsten Ader, und von da an wußte kein Mensch mehr, was mit Ithul Edgar geschehen war. Die Polizei suchte angestrengt und vergeblich, der Fabrikant blieb verschwunden, bis vor kurzem — zwei Jahre nach dem Mord — Edgars Leiche zufällig ausgegraben wurde. Der Verdacht richtete sich sofort gegen Cecil Miller, und der Gutsbesitzer leugnete keinen Augenblick, den Verführer seiner Frau getötet zu haben. Ruth Miller sagte vor dem Untersuchungsrichter aus, daß sie ihrem Manne geholfen habe, Ithul Edgar zu töten; sie hätte keinen anderen Weg gesehen, sich der Macht ihres Geliebten zu entziehen, obwohl sie gewußt hätte, daß er endlich ihr Leben zerstört haben würde.

Man wartet mit Spannung auf den Prozeß gegen das Ehepaar; aber man ist allgemein überzeugt davon, daß keiner von den beiden auf den elektrischen Stuhl kommen wird.

Ein Komponist endet a's Bettelmusikant

Der Ruhm der Welt.

Die bittere Romantik des Glends kommt noch oft zu ganz unglaublichem Ausdruck, zu Erfindungen der kitzigsten Grotesken. Der italienische Komponist Nardi starb als blinder Bettelmusikant im größten Glend in London. Er war in den Musikkreisen von Rom, Mailand und Florenz sehr bekannt. Eine Oper mit dem Titel „Mendicata“ (G. rächt), Quartette und Fugen wurden von ihm aufgeführt, Mascagni erkannte seine

Kunst an und leitete die Konzerte mit Nardis Kompositionen in Rom. Und auch in London, wohin Nardi 1907 aus beruflichen Gründen zog, konnte er in den ersten Jahren erfolgreiche Konzerte geben, bei Hof Anerkennung und Aufnahme finden. Dann kam Blindheit über ihn.

Das bedeutete den Anfang allen Glends. Um nicht hungertümlich zu verhungern, blieb dem stolzen Mann nichts übrig, als auf die Straße zu gehen und den Vorübergehenden für einen Bettelpenny aufzuspielen. Den Hut zog er tief in die Stirn, damit ihn ja nicht einer seiner früheren Freunde aus der Glanzzeit erkannte, und so spielte er, meist am Eingang des Kensingtongartens, aber die Unverständigen erkannten doch das Besondere dieser bis zuletzt karglich sorgsam gepflegten Erscheinung, dieses ganz außerordentlichen Spiels. Es gab Leute, die nahmen ihn von der Straße zu einem warmen Essen mit, die luden ihn zu Hauskonzerten ein. Aber wirklich helfen — das tun nur die Armen für die Armen.

Eine alte Freundin, Mistris Stormont, nahm ihn aus Erbarmen in ihr Haus auf. Sie schildert, daß sie ihn in halbverhungertem Zustand letzten Oktober traf, in einem maßlosen Leiden des Leibes und der Seele. Aber sie ist selbst arm, und so konnte sie ihm nichts als ein dürftiges Obdach geben. Nardi spielte weiter auf den Straßen. Siebzig Jahre war er nun alt, und immer mußte er sich noch die Bettelpennnige zusammenspielen, zitterig, zermürbt, in Krankheit und Fieber. Ein Komponist, der den Glanz der großen Oper, der umjubelten Konzerte gekannt hatte, verspielte die letzte Kraft seiner Seele als Bettler auf der Straße...

Der Höllendoktor

(Die Fortsetzung des weltberühmten Romans: „Die Mission des Dr. Fu-Mandschu“).

Von Sax Rohmer.

8)

Ich wunderte mich nicht weiter, holte einfach das verlangte Gefäß und goß die Flüssigkeit hinein. Die Kelle in der Tasche, die Fischschüssel in der einen, den Milchbehälter in der anderen Hand, schritt mein Freund zur Tür. Er hatte sie bereits geöffnet, als ihm augenscheinlich eine neue Idee kam.

„Gib mir, bitte, auch den Revolver, Petrie!“ Ich reichte ihm schweigend die Waffe. „Glaube nicht, daß ich dich übergehen will“, fügte er hinzu, „aber die Anwesenheit eines Zweiten könnte meinen Plan gefährden. Ich werde kaum lange fortbleiben.“

Als sich die Tür hinter ihm schloß, suchte ich mein Arbeitszimmer auf, von dessen Fenster aus ich den sich Entfernenden im Morgennebel durch die Anlagen sehen sah. Er streckte offenbar den Armen zu! aber bevor er sie erreicht hatte, verlor ich ihn aus den Augen.

Während ich so beobachtend saß, sah ich der elektrischen Straßenbahn einen einsamen Fahrgast entsteigen — erkannte im zunehmenden Licht eine Frau, die anscheinend mit einem ziemlich umfangreichen Bündel oder Paket den Park betrat.

Man muß ein krasser Materialist sein, um daran zu zweifeln, daß im Menschen latente Kräfte wirksam sind, die man in modernen Zeiten vernachlässigt oder nicht zu entwickeln versteht. Meine entfesselte Reugier konzentrierte sich plötzlich auf diese einsame Frau, die zu so früher Stunde schon auf den Beinen war. Ohne festes Ziel ging ich die Treppe hinab, nahm meinen Hut und verließ schnell das Haus — in einer Richtung, von der ich annahm, daß sie mir ermöglichen würde, die Gesuchte zu treffen. Ich hatte jedoch die Entfernung nicht genau berechnet, was sich später als glückliche Fügung erwies. Meine Annäherung, durch eine wandernde Erispflanzung verdeckt, klieb der geheimnisvollen Fremden verborgen, die im Grase kniete und ihr mitgebrachtes Bündel öffnete. Sie trug ein rotfarbenedes Kleid, einen gewöhnlichen schwarzen Strohhut und einen dichten Schleier; doch schien es mir, als ob die gewandten Hände, die die Knoten lösten, schlant und weiß seien; neben der Gestalt auf dem Rasen bemerkte ich ein Paar häßlicher Baumwollhandschuhe. Als sie aus der Hülle etwas herausnahm, das wie ein kleines Krabbenbein aussah, trat ich leise heran.

Zarter Parfümhauch wogte auf — ein Duft, der, ähnlich

dem mysteriösen Weihrauch Ägyptens, meine Seele umschmeichelte. Ich kannte nur eine Frau, die diesen Wohlgeruch gebrauchte. Interessiert beugte ich mich vor. „Guten Morgen! Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?“

Gleich einem erschrockenen Reh sprang sie auf und entzog sich mir mit der beschwingten Grazie einer orientalischen Tänzerin. Erste Strahlen der aufkommenden Sonne weckten Funken aus den Juwelen an den Fingern der wie eine Bettlerin Geleideten.

„Sie haben keinen Grund, sich zu ängstigen“, beschwichtigte ich sie. Sie starrte mich an. Selbst der dichte Schleier vermochte den Sammetglanz ihrer Augen kaum zu dämpfen. Ich blühte mich, hob das Reh auf.

„Oh!“ Ein kaum hörbares Flüstern — aber es genügte. Ich zweifelte nicht länger.

„Das ist ein Reh, um Vögel zu fangen“, sagte ich. „Welch fremdartigen Vogel suchen Sie, Karamaneh?“

Mit ungehörter Bewegung zerrte die schöne Orientalin Schleier und Hut fort. Eine Wolke widerpenflichen Haars umfoste ihr Antlitz, und ihr Blick glühte zu mir herüber.

„Wahrscheinlich wollen Sie wiederum behaupten, daß Sie mich nicht kennen!“ murmelte ich heftig. Ihre Lippen zuckten, doch sie antwortete nicht. „Es ist manchmal sehr bequem, zu ver-gessen“, setzte ich bitter hinzu, hielt dann aber inne, denn ich fühlte, meinen Worten lag der Wunsch zugrunde, ihre Vertiefung zu vernichten — mit der aberwichtigen Hoffnung, sie gelten lassen zu können. Wieder betrachtete ich das Reh in meiner Hand. Es war mit einer starken Feder verbunden, an der eine Schnur hing. „Was hatten Sie davor?“ inquirierte ich mit erzwungener Strenge.

„Mein Herr — — —“

„Nun?“

„Sie scheinen ungehalten auf mich zu sein — nicht so sehr wegen meines Tuns, als vielmehr deshalb, weil ich mich Ihrer nicht entsann. Doch — — —“

„Bitte, kommen Sie nicht darauf zurück!“ unterbrach ich sie eifrig. „Nachdem Sie so rasch und gründlich vergaßen, daß wir einst befreundet waren! Tun Sie, was Sie gut dünkt, aber beantworten Sie meine Frage!“

In angelegelter Verzweiflung schlug sie die Hände zusammen. „Warum behandeln Sie mich so grob? Sperren Sie mich meinetwegen in ein Gefängnis! Töten Sie mich, wenn Sie wollen — für das, was ich tat!“ Ihr niedlicher Fuß zerschlugte den Rasen. „Aber quälen Sie mich nicht mit Ihren Vorwürfen, daß ich Ihrer vergaß! Machen Sie sich doch klar, daß ich bis zu der Nacht Sie nicht sah, da Sie kamen, um jemand vor —“ (es war ihre alte Gewohnheit, vor dem Namen Fu-Mandschu zu zaudern) „... vor ihm zu retten.“

Die dunklen Märchenaugen senkten sich in die meinen, hatten um Glauben und Vertrauen — wenigstens war ich versucht, dies anzunehmen. Aber die Tatsachen sprachen gegen sie.

„Selbst Erläuterungen sind wertlos!“ rügte ich kühl. „Sie sind eine Verräterin. Sie verraten jeden, der so verblendet ist, auf Ihre Versicherungen zu hören!“

„Ich bin keine Verräterin!“ zischte sie wild. Wie berauschend schon machte sie dieser Zorn!

„Das istbarer Unsinn. Sie neigen offenbar zu der Ansicht, daß es besser für Sie sei, dem verrückten Doktor zu dienen, als aufrichtigen Freunden treuzubleiben. Ihr Sklaventum — denn ich nehme an, daß Sie sich wieder auf diese Rolle berufen wollen — scheint jedenfalls nicht allzu hart. Sie laden Männer ins Verderben, und dafür behängt Ihr Herr und Meister Sie mit Juwelen, überhäuft Sie mit Geschenken — —“

„Ach so!“ Das vulkanische Temperament ihres Wüstenblutes sprühte aus ihren Funfelblicken. Auf um Ruck löste sie ihr Kleid über der Brust, entblühte die zarten Schultern. „Das sind einige der Geschenke, mit denen er mich überhäuft!“

Mit stöhnendem Ansehen gewährte ich Strichen von Peitschenhieben auf der weichen Wädchenhaut. Gedachte auch der wieder ihr Gewand, ohne mich aus den Augen zu lassen.

Erstüßert murmelte ich: „Warum dienen Sie dann jenem unmenschlichen Scheusal?“

„Weshalb fragen Sie das, wenn Sie doch meinen, daß alles, was ich sage, Lüge sei?“

Das war eine Belehrung in Logik — von einer Frau! Ich wechselte das Thema. „Erzählen Sie mir also nun, was Sie hierherführte!“

„Vögel fangen! Sie haben es doch selbst erkannt.“

„Was für Vögel?“

Sie zuckte die Achseln. Und jetzt förderte mein Hirn eine Erinnerung heraus: jenen Ruf des Nachtkäuzchens, der jenseits des Tors vorausging. Das Reh war fest und derb; konnte es möglich sein, daß ein fürchterliches Vogelstier, irgendein der abendländischen Naturforscher unbekanntes Geschöpf, in den Parkanlagen ausgesetzt worden war? Ich gedachte der Narben im Gesicht und am Hals des Getöteten; gedachte auch der erstaunlichen Kenntnisse von dunklen und schrecklichen Dingen, über die der geniale Chinese verfügte. Die Hülle, die das Reh geborgen hatte, lag vor meinen Füßen. Ich entnahm ihr einen Rohrkorb. Karamaneh biß sich nervös auf die Lippen, hielt mich aber mit keiner Bewegung zurück. Der Korb beherbergte eine große Flasche, deren Inhalt einen eigentümlich beßenden Geruch verströmte.

(Fortsetzung folgt.)



Wissenschaft und Gewerkschaften zum Lohnproblem

In einer öffentlichen Sitzung des Ausschusses des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes sprach auf Einladung des Bundesvorstandes Prof. Dr. Wagemann, Präsident des Statistischen Reichsamtes und des deutschen Instituts für Konjunkturforschung, über „Das Lohnproblem im Lichte der Konjunkturforschung“. Die Ausführungen Wagemanns, und noch mehr die Bestellungen der Diskussionsredner, sind international von ganz besonderer Bedeutung. Denn Deutschland steht auf dem Gebiete exakter Wirtschaftsforschung ohne Zweifel an erster Stelle, und deshalb muß es die Gewerkschaften anderer Länder ganz besonders interessieren, wie weit man es in Deutschland in der Begründung der Verhältnisse zwischen den wichtigsten Faktoren des Wirtschaftslebens gebracht hat. Wie sehr die deutschen Gewerkschaften auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, hat gerade diese Aussprache gezeigt, bei der übrigens auch der Theoretiker, d. h. Prof. Wagemann, bewies, daß er seine Konjunkturforschung nicht als ein bloßes Rechenexempel betrachtet, sondern sich jener Kräfte bewußt ist, die man nicht in Formeln bannen kann und die, trotz aller Forschung, zum Teil noch völlig unberechenbar sind. Schon einleitend schraubte er übertriebene Erwartungen herunter, indem er mit Recht sagte, daß es überhaupt schwer hält, auch nur die „nahe Lohnhöhe“ festzustellen. Wenn aber sogar für Deutschland, das Land der umfangreichsten gewerkschaftlichen und staatlichen Statistiken, die „Unterlagen für die Untersuchung der Lohnhöhe unzureichend sind“, so darf man die Möglichkeit internationaler Lohnvergleiche überhaupt noch nicht denken, was natürlich nicht heißt, daß man nicht rege sein und alles tun soll, um national und international die nötigen Voraussetzungen dafür zu schaffen. Die klare Erkenntnis der großen Schwierigkeiten und ihre Ergreifung muß im Gegenteil der Ansporn für noch exaktere Forschungen sein.

Unterdessen, d. h. solange sich die Lohnhöhe, das genaue Verhältnis der Löhne zu den Produktionskosten, zum Konjunkturaufbau usw. national und international nicht annähernd berechnen läßt, haben jedoch die Gewerkschaften vor allem die Aufgabe, sich, unbeeinträchtigt von Lohntheorien, für höhere Löhne einzusetzen. Auch wenn sie dies noch so energisch tun, werden die Kapitalisten wahrscheinlich nicht zu kurz kommen. Sollten sie es trotzdem, so haben sie ja alle Ursache, ihre Opposition gegen die Demokratisierung der Wirtschaft, die eine gerechte Berücksichtigung aller an der Produktion beteiligten Faktoren bezweckt, aufzugeben. Im übrigen werden die Gewerkschaften ihr Möglichstes tun, um zur Vertiefung der Erforschung wirtschaftlicher Zusammenhänge ihr Teil beizutragen. Sie werden dabei nicht unterlassen, schon heute jene allgemeinen Grundsätze zu berücksichtigen und zu propagieren, von denen einwandfrei feststeht, daß ihre Berücksichtigung und Propagierung im Interesse der Allgemeinheit liegt.

Diese Gesamteinstellung bildete ohne Zweifel auch den Grundton der Ausführungen der Diskussionsredner. So sagte z. B. der wirtschaftliche Experte des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Eggert: „Die Gewerkschaften müssen, ein wenig abgesehen von wissenschaftlichen Erwägungen, ihren Weg um Erhöhung der Löhne gehen. Bei aller Anerkennung der Wissenschaft und des Konjunkturinstituts bleibt es Aufgabe der Gewerkschaften, in der Konjunktur wie in der Depression für die Arbeiter einen möglichst hohen Lebensstandard zu sichern.“

Genosse Tarnow, Mitglied des Bundesvorstandes, führte u. a. aus: „Prof. Wagemann ist Diagnostiker am Krankenbett der Wirtschaft, aber der behandelnde Arzt ist der Wirtschaftspolitiker. Selbstverständlich können nicht mechanisch Löhne erhöht oder gesenkt werden. Gewiß, in der völlig freien Wirtschaft hätten Konjunkturschwankungen nicht eintreten können. Es hat jedoch nie eine völlig freie Wirtschaft gegeben. Die liberale Theorie paßt nicht auf die kapitalistische Entwicklung. Die Produktion ist schneller gewachsen als die Absatzmöglichkeiten. Das Problem des Kapitalismus ist, die gesteigerte Produktivität richtig anzuwenden. Die frühere Methode, neue Absatzländer zu erschließen, ist nach dem Kriege nicht mehr anwendbar. Wir erleben eine rückläufige Kolonisationsbewegung. Wir müssen daher die Lösung des Problems innerhalb der nationalen Grenzen finden. Prof. Wagemann sprach von der Bedeutung der Beweglichkeit der Löhne. Ins Praktische übersetzt bedeutet Beweglichkeit der Löhne für die Gegenseite des sozialen Kampfes Zerschlagung der Tariflöhne. Entscheidend ist aber, daß die Gestehungskosten durch sinkende Löhne gar nicht entsprechend der Senkung der Löhne gesenkt werden können. Die sichere Wirkung eines solchen Vorgehens wäre bei gleichbleibenden Preisen eine Senkung der Kaufkraft und damit des Absatzes und der Produktion. Der Sinn der Wirtschaft ist die Versorgung der Menschen mit dem, was sie notwendig brauchen. Eine Maschine, die nicht leistet, was sie soll, muß so konstruiert werden, daß sie es leistet. Diese Forderung muß auch an die Wirtschaft gerichtet werden. Die Arbeitsleistung pro Kopf des Arbeiters ist auf vielen Gebieten gewaltig gestiegen. Daher müssen wir verlangen, daß sich — gerade auch im kapitalistischen Interesse — diese Produktivität auswirkt. Die Forderung nach höheren Löhnen ist nur eines der Mittel zu diesem Zwecke. Wir befinden uns in einem Ubergangsstadium. Der Weg führt, wie auch Prof. Wagemann sagt, zu einer gebundenen Wirtschaft. Die Alternative lautet: Entweder zurück zur alten, freien Wirtschaft oder vorwärts zur gebundenen Wirtschaft. Die Entscheidung steht nicht im Belieben des Menschen. Sie ist zwangsläufig gegeben. Wir haben auf dem Hamburger Kongreß die Ansicht, daß diese Entscheidung unausweichlich bestimmt sei durch unsere Forderung nach Demokratisierung der Wirtschaft, klar zum Ausdruck gebracht.“

Wie schwierig die Lage der Arbeiter ist und wie sehr sie deshalb gezwungen sind, in Berücksichtigung spezieller Verhältnisse und besonders ungünstiger Umstände nach möglichst hohen Löhnen zu streben, zeigte Genosse Bernhardt vom Baugewerksbund am praktischen Beispiel seines Berufes: „Im Baugewerbe ist der Lohnanteil am Gesamtprodukt gegenüber der Vorkriegszeit gesunken. Die Bauarbeiter werden von erneuten Lohnforderungen nicht ablassen, ihre höheren Löhne sind gerechtfertigt durch ihre unbillige Beschäftigungsart, die dadurch bedingten vielfach großen Wege zu und von der Arbeitsstätte (Führung von zwei Haushalten) und die vielfach ungünstigen Witterungsverhältnisse. Angesichts der starr ablehnenden Einstellung der Unternehmer bleibt heute nur übrig, die Lohnpolitik als Machtpolitik zu betrachten.“

In seinem Schlußwort betonte Prof. Wagemann noch einmal, daß es auch seine Auffassung sei, daß wir der gebundenen

Wirtschaft zusteuern. Eine Beseitigung der tariflichen Bindungen sei undenkbar. Auf die viel zu allgemeinen Argumente, welche die Wissenschaft verwendet, wollte er mit seinen Ausführungen hinweisen. Die Wissenschaft könne das Lohnproblem heute nicht eindeutig beantworten. Sie könne z. B. nicht einmal das richtige Verhältnis von Produktionsmittel- und Verbrauchsgütererzeugung feststellen.

Der Vorsitzende, Gen. Th. Leipart, führte zum Schluß zusammenfassend aus: „Kollege Bernhardt hat gesagt: Lohnpolitik ist Machtpolitik. Ich muß demgegenüber doch korrigierend feststellen: Lohnpolitik ist Wirtschaftspolitik. Der uns gegenüber von den Unternehmern erhobene Vorwurf, daß wir auf die Notwendigkeiten der Wirtschaft keinerlei Rücksicht nehmen, ist unberechtigt. Unsere Lohnpolitik ist nicht wirtschaftsschädigend, sondern wirtschaftsfördernd. Aber solange die Unternehmer den positiven Sinn der gewerkschaftlichen Lohnpolitik nicht verstehen, ist allerdings unsere Lohnpolitik notwendigerweise auch Machtpolitik. Wir hoffen, daß die von Prof. Wagemann beklagte unfruchtbare Einstellung der Wissenschaft einer tieferen und auch für die praktische Wirtschaftsgestaltung bedeutungsvolleren Gedankenarbeit weicht. Wir unsererseits sind jedenfalls zur Zusammenarbeit mit den Kreisen der Wissenschaft bereit.“



Reichsbankvizepräsident Drense

unter dessen Vorsitz der Zentralausschuß der Reichsbank die Erhöhung des Diskontsatzes um ein Prozent auf 7½ Prozent beschloß.

Arbeiterbewegung und Abrüstung

Im Pariser „Peuple“ widmet Jouhaux, der bis vor kurzem als Delegierter Frankreichs in der Vorbereitenden Abrüstungskommission saß, der Abrüstungsfrage einen Artikel, in dem er auf die Notwendigkeit effektiver Abrüstung als unbedingte Voraussetzung jeder Befriedigung der Welt hinweist und deshalb die Einberufung der geplanten internationalen Abrüstungskonferenz verlangt, die spätestens im Laufe dieses Jahres stattfinden soll: „Die Frage der Herabsetzung der Rüstungen ist in allen ihren Aspekten behandelt worden, und es gibt nur noch einen Beschluß zu fassen: die Abrüstungskonferenz muß in diesem Jahre abgehalten werden. Was können heute, nach der Unterzeichnung des Kellogg-Paktes, noch für Einwände dagegen erhoben werden?“

Dem Verlauf der Verhandlungen in Genf nach zu schließen ist es jedoch um die Abrüstung auf diesem Wege schlimm bestellt. Deshalb hat sich die Arbeiterbewegung neuerdings mehr als je auf sich selber zu besinnen. Dieser Tatsache trägt auch Jouhaux Rechnung, indem er zum Schluß mit Nachdruck sagt, daß die Arbeiter, unabhängig von den Erfolgen oder Mißerfolgen in Genf, ihre schließliche Aktion gegen Krieg und Militarismus fortsetzen müssen:

„Die Arbeiterbewegung darf nicht alle Hoffnungen auf Genf setzen, sondern sie muß dafür sorgen, daß die von den Regierungen übernommene Verpflichtung, „nicht mehr die Zuflucht zum Krieg nehmen“, in die Tat umgesetzt wird. Ohne unsere Macht zu überschätzen, dürfen wir die in uns ruhenden Aktionsmöglichkeiten, die durch Koordination erhöht werden können, nicht vergessen. Kann nicht vielleicht parallel mit der Aktion in Genf, die fortgesetzt werden und nicht zu politischen Zielen, sondern zu einer wahren Befriedigung führen soll, unter den Arbeitern durch eine allgemeine Verbindlichkeit gegen kriegerische Verwicklungen gewirkt werden? Weshalb könnte nicht versucht werden, den Fakten, die den Krieg außerhalb des Gelekes stellen, eine praktische Wirkung zu geben? Denn als wir aus der Vorbereitenden Abrüstungskommission austraten, erklärten wir, daß nun das Wort an den Völkern sei. Ohne zu zögern müssen wir deshalb auch entsprechende Verpflichtungen auf uns nehmen.“

Jubiläum der deutschen Gewerkschaften der Tschechoslowakei

Vergangene Woche feierten die deutschen Gewerkschaften der Tschechoslowakei das zehnjährige Jubiläum ihrer Bewegung. In seiner Festrede führte Genosse Roscher aus, daß vor 10 Jahren, nach dem Zerfall des Habsburgerreiches, für die in der tschechoslowakischen Republik wohnenden Mitglieder der ehemaligen österreichischen Verbände die Aufgabe bestand, sich eine eigene Bewegung zu schaffen. Dieses Werk der Gründung eigener Verbände wurde dann gekrönt durch den Zusammenschluß im Deutschen Gewerkschaftsbund der Tschechoslowakei. Roscher kam dann

auf die zahlreichen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit, die kommunistischen Umtriebe, die Wirksamkeit zugunsten einer neuen Wirtschaftspolitik des Staates und die Annäherung und Vereinigung der deutschen und tschechischen Gewerkschaften zu sprechen: „Heute stehen wir nicht mehr allein, sondern haben Freunde und Nachbarn erhalten in den tschechischen Genossen, mit denen wir eine gemeinsame Landeszentrale gebildet haben.“

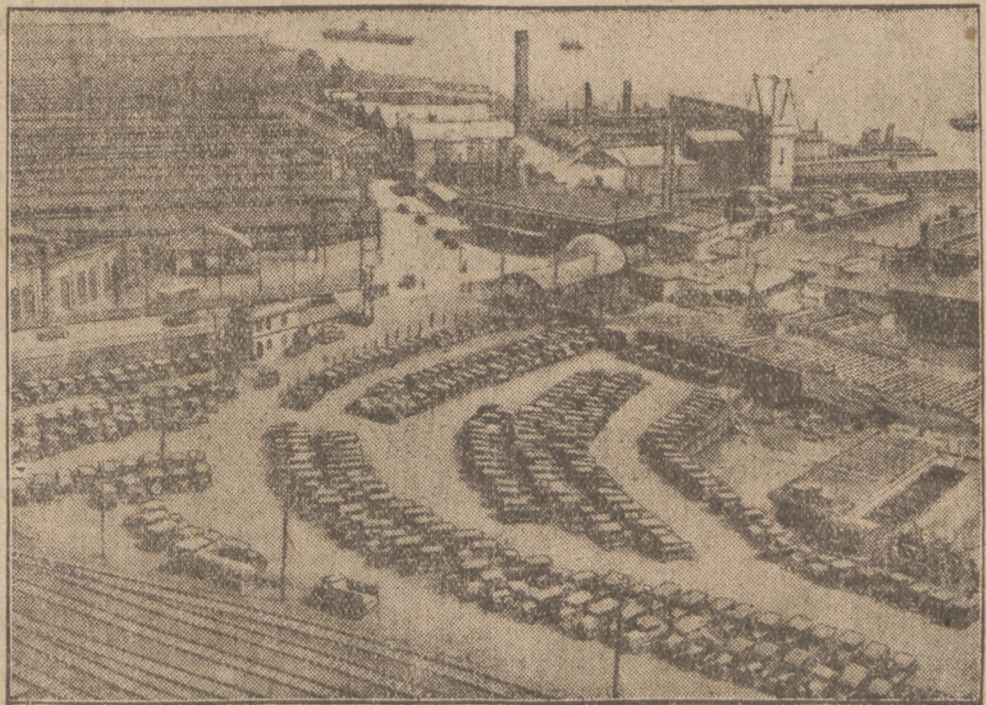
Genosse Tarnow überbrachte die Grüße der tschechischen Gewerkschaften und des Internationalen Gewerkschaftsbundes. Im Zusammenhang mit der erfreulichen Entwicklung der letzten Jahre führte er u. a. aus: „Wenn auch die deutschen Arbeiter und Angestellten nach dem Umsturz eigene Verbände gegründet haben, so waren wir doch überzeugt, daß uns die gemeinsamen Interessen zusammenbringen werden. Es bedurfte nur weniger Jahre, bis diese Überzeugung durch die Entwicklung bestätigt wurde. Heute haben wir eine gemeinsame Landeszentrale und arbeiten wir gemeinsam zusammen.“

Wiederaufleben der Gewerkschaftsbewegung Portugals?

Infolge kommunistischer und anarchistischer Umtriebe ist die Gewerkschaftsbewegung Portugals in den letzten Jahren trotz wiederholt unternommener Versuche der Zusammenfassung immer wieder in Zerfall geraten. In neuester Zeit scheinen sich nun die Verhältnisse zu bessern. Die Sozialistische Partei ist sieben reorganisiert worden, wobei auch die Bildung einer gewerkschaftlichen Kommission beschlossen wurde, die sich mit der Koordination der Gewerkschaften der Amsterdamer Richtung befassen soll. Dörtliche Kommissionen sind bereits in Lissabon und Porto gegründet worden und haben ihre Tätigkeit bereits begonnen. Hoffentlich werden diese Bestrebungen von mehr Erfolg begleitet sein, als ähnliche Versuche der letzten Jahre.

Eine Veröffentlichung des Intern. Gewerkschaftsbundes über die Zwangsarbeit der Eingeborenen

Im Zusammenhang mit der Behandlung der Frage der Zwangsarbeit der Eingeborenen auf der nächsten Internationalen Arbeitskonferenz in Genf hat der Internationale Gewerkschaftsbund eine Broschüre herausgegeben, in der auf den Umfang und die Bedeutung dieses Systems in den Kolonien von Großbritannien, Holland, Belgien und Frankreich sowie auf die Beschwerden gegen dieses veraltete Arbeitssystem hingewiesen wird. Die Schrift, die einen französischen, einen deutschen und einen englischen Text umfaßt, kann auf Wunsch beim Sekretariat des I. G. B., Tesselschadestraat 31, Amsterdam, bezogen werden.



Die Autos der Arbeiter einer amerikanischen Fabrik

die in langen Reihen auf dem Fabrikgelände stehen und auf ihre Besitzer warten. Ein überzeugendes Bild vom Wohlstand Amerikas!

Was der Rundfunk bringt.

Kattowig - Welle 416.

Sonntag, 9: Übertragung des Gottesdienstes aus der Kathedrale. 12.10: Konzert. 14: Vorträge. 15.15: Konzert von Warschau. 18.20: Literaturstunde. 19.20: Vorträge. 20.30: Programm von Warschau.

Montag, 12.10 und 16: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 17.55: Konzert von Warschau. 19.10: Polnisch. 20.05: Vortrag. 20.30: Übertragung aus Budapest. 22: Berichte und französische Plauderei.

Warschau - Welle 1415.

Sonntag, 10.15: Übertragung aus der Kathedrale von Posen. 12.10: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 20.30: Abendkonzert. 21. Literatur. 21.15: Fortsetzung des Konzerts, danach die Abendberichte und Tanzmusik.

Montag, 12.10: Schallplattenkonzert. 15.10: Vortrag, ansl. Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 17.55: Unterhaltungskonzert. 19.10: Französisch. 20.30: Übertragung aus Budapest, ansl. die Abendberichte und Tanzmusik.

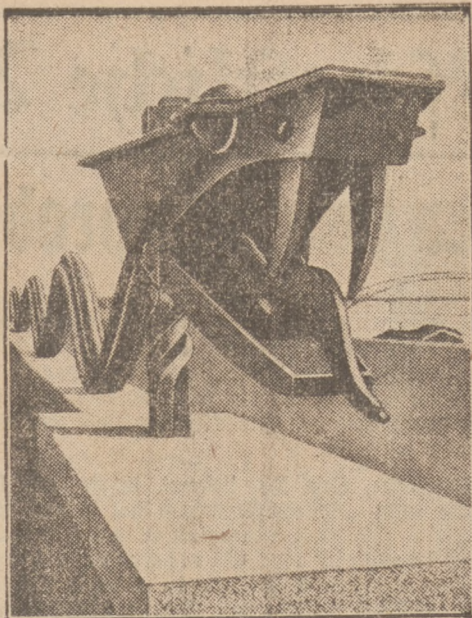
Gleiwitz Welle 326.4.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20-12.55: Konzert für Versuche und für die Juntindustrie auf Schallplatten. *) 12.55 bis 13.06: Neuerer Zeitzeihen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitanzeige, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45-14.35: Konzert für Versuche und für die Juntindustrie auf Schallplatten und Juntwerbung. *) 15.20-15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Preisnachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonntags und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitanzeige, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Juntwerbung *) und Sportfunk. 22.30-24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schleischen Juntstunde U-G.

Sonntag, 28. April. 8.45: Übertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.00: Morgenkonzert mit Schallplatten. 11.00: Katholische Morgenfeier. 12.00: Übertragung aus Gleiwitz: Violinkonzert. 13.30: Jehn Minuten für den Kleingärtner. 13.40: Abt. Kunstgeschichte. 14.00: Schachfunk. 14.25: Stunde des Landwirts. 14.45: Abt. Philatelie. 15.05: Märchenstunde. 15.30: Übertragung aus Turin: Fußball-Länderkampf der Nationalmannschaften Italien gegen Deutschland. 17.30: Der Arbeitsmann erzählt. 17.55: Frühlings Suite. 20.15: Wetterbericht. 19.25: Abt. Sport. 19.50: Abt. Medizin. 20.15: Symphonie. Weitere Musik. 22.00: Die Abendberichte. 22.30-24.00: Tanzmusik.

Montag, 29. April. 16.00: Abt. Welt und Wanderung. 16.30: Übertragung aus dem Kaffee „Goldene Krone“. Unterhaltungskonzert. 18.00: Übertragung von der Deutschen Welle Berlin: Hans Bredow-Schule, Abt. Psychologie. 18.30: Ueber-



Ein Denkmal für Hochwasser-Abwehr

das die Bändigung der Hochwasserfluten des Rheins darstellt, wurde im Düsseldorf-Kaiser-Wilhelm-Park errichtet. Das Hochwasser wird durch die Riesengestalt einer Schlange symbolisiert, deren Kopf durchbohrt ist.

Übertragung aus Gleiwitz: Abt. Theaterkunde. 18.55: Abt. Welt und Wanderung. 19.25: Abt. Literatur. 19.50: Die Ueberfahrt. 20.15: Klavierabend. 21.15: Weltstadtheater - Provinztheater. 22.00: Die Abendberichte und Junttechnischer Briefkasten.

Veranstaltungskalender

Programm der D. S. U. P. Königshütte

Sonntag, den 28. April, Heimaabend.
Montag, den 29. April, Mitgliederversammlung.
Dienstag, den 30. April, Maifeierprobe.
Mittwoch, den 1. Mai, Teilnahme an den Veranstaltungen der Partei.
Donnerstag, den 2. Mai, Heimaabend.
Sonntag, den 5. Mai, Maifeier in Sadolla, Bezirksstreffen.

Arbeiter-Sängerbund in Polen.

Am Sonntag, den 28. April 1929, vormittags 10 Uhr, findet im Zentral-Hotel, Kattowig, eine Bundesvorstands-Sitzung statt.

Sitzung, Ortsgruppen der D. S. U. P. und P. P. S. des Kreises Schwientochlowitz.

Am Sonntag, den 28. April d. Js., findet in Lipiny, bei Machon, ul. Kolejowa, um 5 Uhr nachmittags, eine gemeinsame

Vorstandssitzung nachstehender Ortsgruppen statt: Lipiny, Godula, Chębzie, Orzegow, Ruda, Chropaczow, Zagiewniki, Schwientochlowitz, Szarlociniec. Besprechung zur 1. Maifeier.

Sonntag, den 28. April, vormittags 9 Uhr, im Saale des Zentralhotels in Kattowig

Kolporteurkonferenz.

Zutritt nur nach dem Inhalt der Rundschreiben. Die Ortsvorsitzenden der D. S. U. P. werden hierdurch besonders eingeladen. Der Werbeausschuß.

Kattowig. (Ortsausschuß). Am Sonnabend, den 27. April cr., findet im Zentral-Hotel, abends um 7 Uhr, die fällige Kartell-Versammlung statt. - Eine Stunde vorher im Parteibüro Vorstandssitzung. Um vollständiges Erscheinen der Delegierten wird ersucht.

Kattowig. (Arbeiter-Schachklub). Den Arbeiter-Schachern zur Kenntnis, daß am Sonntag, den 28. April 1929, um 5 Uhr nachmittags, im Saale des „Zentral-Hotel“ die diesjährige Generalversammlung stattfindet. Da wichtige Punkte, unter anderem die Neuwahl des Vorstandes, auf der Tagesordnung stehen, ist es Ehrenpflicht jedes einzelnen Mitgliedes zu erscheinen. Nach der Versammlung findet um 8 Uhr ein Kommerz statt, hierzu die Angehörigen der Mitglieder eingeladen sind.

Sohlenloehütte. (D. S. U. P. u. P. P. S.). Sonntag den 28. April, vormittags 9 1/2 Uhr, findet beim Herrn Jaworski in Jofesdorf die fällige Monatsversammlung statt. Referent: G. Mahe.

Bismarckhütte. Sonntag, den 28. April, nachmittags 3 Uhr, Generalversammlung der D. S. U. P. und „Arbeiterwohlfahrt“ (Schreibergarten-Restaurant). Referent: Gen. Rowoll.

Königshütte. (Ortsausschuß). Donnerstag, den 2. Mai, abends 7 Uhr, findet im Konferenzzimmer „Volkshaus“ eine wichtige Vorstandssitzung des Ortsausschusses Königshütte statt. Erscheinen eines jeden Vorstandsmitgliedes Pflicht. Weitere Einladungen ergehen nicht.

Königshütte. (Verband der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen.) Am 4. Mai begeht genannter Verband sein 10 jähriges Stiftungsfezt. Der Tag wird in Form eines Festabends abgehalten, verbunden mit Tanz und verschiedenen Belustigungen im Saale des Hotel „Graf Reden“. Auch eine Verlosung findet statt. Wir bitten alle Gönner des Verbandes um regen Zuspruch. Der Ueberfluß kommt den Kriegereatern und Kriegern zu gute.

Murki. (D. S. U. P. und Gewerkschaften.) Sonntag, den 28. April, nachmittags 3 Uhr, Mitgliederversammlung (Lokal wie immer). Referent: Gen. Mahe.

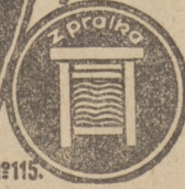
Kostuchna. Sonntag, den 28. April 1929, findet im Lokal Weiß eine Versammlung der D. S. U. P. und P. P. S. statt, sowie freien Gewerkschaften. Anfang 4 Uhr nachmittags. Erscheinen aller ist unbedingt erwünscht. Tagesordnung: Maifeier.

Eine Hausfrau klagt!

„Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.“ Und kein Gericht verfolgt jene „Fabrikanten“, die einer gutgläubigen Hausfrau aus Gewinnsucht teure, schädliche oder ätzende Waschmittel verkaufen, welche in kurzer Zeit die Wäsche zerstören und dadurch großen Schaden verursachen. Schützen Sie sich deshalb selbst, verehrte Hausfrau. Wenn die rein parfümierte und glycerinhaltige „Kollontay-Seife“ mit dem Waschbrett sogar der zarten Haut eines Kindes zuträglich ist, so muß diese Seife auch das Unschädlichste und Vorteilhafteste für Ihren Waschtas sein. Kaufen Sie keine unbekannten gewöhnlichen Kernseifen - denn eine so bekannte Marke, wie „Kollontay-Seife“, aus einer großen ersten Fabrik, garantiert Ihnen für stets gleichmäßige Reinheit und Güte.

Mydło

KOLLONTAY



Die altbeliebten Biere der
FÜRSTLICHEN BRAUEREI
und des
BÜRGERLICHEN BRAUHAUSES
TYCHY G.-Śl.

„Tichauer hell“

„Tichauer Export“

„PORTER“

kommen in den renommiertesten Lokaltäten Polnisch-Oberschlesiens zum Ausschank!

Man verlange überall ausdrücklich „Tichauer Bier“!

Sinoleum

Teppich, 200x250 St. 80.- Zi
Läufer, 67 cm m 10.20 Zi

R. Walter i S-ka Sp. kom.

Katowice ul. Mysłowska (Mysłistr.) 5
Telefon Nr. 335

